2. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen Nr. 50



Oberschlesischer Landbote

Kattowitz, den 16. Dezember 1933

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr. Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Ryżia, Chełm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.

Vom Schweigen

Im Anfang war das Wort, aber vor dem Wort war das Schweigen. Nur aus der stummen Einsamkeit Gottes wurde das Wort und damit die Welt geboren. Gott brach als Erster das Schweigen, und seitdem haben wir Menschen es in immer kleinere Stücke zerbrochen. Vom großen Schweigen ist uns nicht viel übrig geblieben. Im Gebirge, auf dem Meere, in tiefen Wäldern, mittags, in der Stunde Pans, oder nachts unter brennendem Sternenhimmel, verspüren wir noch zuweilen einen Hauch von jenem Schweigen, aus dem einst die Schöpfung hervorrollte.

Aber nur die wenigsten können dieses Schweigen ertragen. Daher die Vorliebe in Rudeln zu wandern, zu schwatzen, zu singen, zu jodeln. Weil die Natur schweigt, fühlt sich der Mensch verpflichtet, möglichst laut zu sein. Die große Stille würde ihn sonst erdrücken, weil er selbst so klein ist. Nichts ist uns so unheimlich wie das Schweigen. Kommen wir auf einer Wanderung an einem Bergsee vorüber, müssen wir unbedingt das Echo erproben. Oder wenigstens einen Stein ins Wasser werfen. In jedem Fall werden wir sagen: „Wie großartig diese Stille ist!" Und erleichtert weiter wandern.

Wer kann heute noch schweigen? Du sitzt glücklich ganz allein in einem Eisenbahnabteil und überläßt dich, hingeschleudert durch die Landschaft, dem berauschenden Gefühl der Losgelöstheit von Ort und Raum. Da tritt ein Herr ein, grüßt, und setzt sich dir gegenüber. Und schon spürst du einen leisen Druck, ein wachsendes Mißbehagen. Du kannst doch nicht so einfach dasitzen und schweigen. Wie auf einer bösen Tat ertappt, greifst du nach der Zeitung, nach einem Buch, oder wischst das Fenster blank, um interessiert hinauszustarren, obgleich wenig zu sehen ist: Bis einer von euch beiden das erlösende Wort ausspricht: „Ein Hundewetter heute!" — und der fürchterliche Bann, das Schweigen, ist gebrochen.

Auch in einer größeren Gesellschaft ist nichts peinlicher, als das plötzliche, gleichzeitige Verstummen mitten in der munter dahinplätschernden Unterhaltung. Denn das Schweigen ist die Todsünde der Gesellschaft. In solchen entsetzlichen Augenblicken greift jeder selbst nach der blödesten Gelegenheit, nur um das Schweigen zu brechen. Sehr beliebt sind in diesen Fällen Hunde und kleine Kinder. Man lockt, man streichelt, man nimmt den räudigsten Dackel, das abscheulichste Kind zärtlich auf den Schoß, wetteifert miteinander um die Gunst einer alten Bulldogge und spitzt den Mund zu den albernsten Lauten, indem man dem Säugling den Zeigefinger neckisch hinhält, — nur um nicht zu verstummen.

Woher eigentlich diese unbegreifliche Angst der Menschen vor dem Schweigen, diese Flucht in die Worte, das Gerede, das Geschwätz und Geräusch? Es ist die Flucht des Menschen vor sich selber, vor seinem Gott. Denn nur im Schweigen können wir uns selbst begegnen, nur in der Stille die Stimme Gottes hören. Aber wir sind so schwach und so klein, so dürftig in unseren Bedürfnissen geworden, daß wir uns schämen würden, enthüllte sich im Schweigen unsere nackte Seele. Und wie könnten wir die Stimme Gottes ertragen, vor der sich sogar Adam und Eva ängstlich verbargen, wenn uns schon das göttliche Schweigen mit Entsetzen erfüllt?

Immer weiter fliehen wir vor uns selbst, in immer kleinere Stücke haben wir das große Schweigen zerschlagen. Selbst im entlegensten Gebirgswinkel kannst du jetzt, glücklicher Mensch, die Jazzbandkapelle vom Londoner Savoy-Hotel hören. Du nennst das Kultur und Fortschritt und betest das Radio an. Aber — was hilft dir das alles?

Und wenn du auch den ganzen Erdball mit Antennen umspannst und neben jedem Kilometerstein einen Lautsprecher



Weihnachtsbäume rollen an

aufstellst, — einmal, kleiner Mensch, wirst du doch in jenes Schweigen zurückkehren, aus dem einst die Schöpfung rollte und Gott uns hinausstieß. Einmal wirst du doch, gottlob, den Mund schließen, — selbst wenn es dir peinlich sein sollte.

Wochenschau

Reform des Völkerbundes

Ein italienisches Ultimatum

Der Große Faschistische Rat in Rom hat auf einer Sitzung beschlossen, daß Italien im Völkerbunde weiterhin nur unter der Bedingung verbleiben werde, wenn der Völkerbund in kürzester Frist einer grundlegenden Reform in seinem Aufbau, seiner Funktion und seinen Zielen unterzogen werde.

Nach italienischer Ansicht muß die Reform des Völkerbundes in drei Richtungen erfolgen: erstens die Beschränkung des Rechts der kleineren Mächte, ihre Stimme über Probleme abzugeben, die sie nur teilweise berühren; zweitens die Vereinfachung des Völkerbundsverfahrens. Man ist in Rom der Ansicht, daß augenblicklich die endlose Hinausziehung der Erörterungen und die Vermehrung der Ausschüsse einen Fortschritt so gut wie unmöglich machten; drittens die Befreiung des Völkerbundes vom Rahmenwerk des Versailler Vertrages und anderer Nachkriegsverträge. Dagegen ist in Italien stets erbittert gekämpft worden, und man ist der Ansicht, daß dies den Völkerbund zu einer Einrichtung für die Wahrung der Gewinne der Siegerstaaten macht. Die Folge war, daß die europäischen Nationen in zwei Gruppen geteilt wurden, die „Besitzenden“ und die „Besitzlosen“.

Die italienische Drohung mit dem Völkerbundsaustritt ist zweifellos sehr stark. Sollte, was denkbar ist, eine kleine Absage auf das italienische Ultimatum aus Genf kommen, so dürfte sie wohl verwirklicht werden.

Vor dem Urteil

im Reichstagsbrandstifterprozeß

Im Reichstagsbrandstifterprozeß wurde unter Ablehnung einer Reihe von Beweisanträgen des Angeklagten Dimitroff die Beweisaufnahme geschlossen. Das Reichsgericht vertagte sich auf Mittwoch, den 13. Dezember. An diesem Tage wird der Oberreichsanwalt die Plaidoyers einleiten.

In der letzten Verhandlung wurden noch ärztliche Gutachten über den Geisteszustand des Angeklagten van der Lubbe und seine jetzige Verhandlungsfähigkeit vorgetragen. Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Bonhoeffer erklärt, Lubbe habe sich Ende März in einer erheblich anderen Verfassung befunden, als später in der Hauptverhandlung. Schon der damalige Zustand habe aber keine Veranlassung zu Zweifeln an seiner geistigen Gesundheit gegeben. Der Sachverständige schildert den Holländer als einen von Jugend auf etwas querköpfigen, zu Verstößen gegen die Ordnung neigenden, in kommunistischen Gedankengängen eingeengten, fanatischen und geltungsbedürftigen Menschen. Sein im Verlauf der Verhandlung zutage getretener körperlicher Schwächezustand mit einer Gewichtsabnahme von 25 Pfund sei aus der Trotzreaktion hervorgegangen. Sein Zustand habe sich dann aber wieder gebessert. Der Sachverständige ist nach wie vor der Ansicht, daß kein Anhaltspunkt gegeben ist, daß van der Lubbe etwa zur Zeit der Tat geisteskrank gewesen wäre und den § 51 für sich in Anspruch nehmen könnte.

Staatsakt in Gdingen

Die zweite Einweihung des Hafens

Am Sonntag wurde in Gdingen zum zweiten Male der Hafen eingeweiht. Nachdem bereits vor Jahren eine große Einweihungsfeier erfolgt war, fand die nunmehr endgültige Einweihung in Form eines Staatsaktes statt. An der Feier hatte auch der Staatspräsident teilnehmen sollen, der sich jedoch durch den Handelsminister vertreten ließ.

Die Feier fand in der Hauptsache auf dem Hafenbahnhof statt, der seiner Bestimmung übergeben wurde. Die Halle des Bahnhofs war festlich geschmückt worden, und hier nahm der Handelsminister dann das Wort zu seiner Festansprache. Er betonte, daß Gdingen in kurzer Zeit sich von einer öden Stätte zu einem in der ganzen Welt bekannten großen Hafen entwickelt habe und damit Zeugnis von der polnischen Aufbauarbeit ablege. Polen wolle mit allen Völkern der Welt in Freundschaft zusammenarbeiten und besonders mit seinen Nachbarn, mit denen es das Meer verbinde. Dabei sagte der Minister zum Schluß seiner Ausführungen:

„Der herrliche Aufbau Gdingens ist nicht aufgenommen worden in dem Sinne, Danzig als Fenster des polnischen Hinterlandes in die Welt zu verdrängen, sondern in der Überzeugung, daß beide Häfen sich gegenseitig auf dem Gebiete der Entwicklung des polnischen Exports ergänzen werden.“

Dann wurden zwei Huldigungsdepeschen an den Staatspräsidenten und den Kriegsminister Marschall Pilsudski verlesen.

Die kirchliche Feier der Einweihung schloß sich an diese allgemeine Feier an, dann begaben sich alle Teilnehmer nach dem neuerbauten Hafenmagazin für den Südfruchtmarkt, wo die feierliche Einweihung der Freihafenzone erfolgte.

Damit waren die Hauptfeiern beendet. Am Nachmittag fand nur noch die Enthüllung der Gedenktafel für Stefan Zeromski statt, der in Gdingen sein Werk „Sturm vom Meere“ gedichtet haben soll.

Abends veranstaltete das Seeamt noch ein Essen für die Regierungsmitglieder.

Der Sejm tagt wieder

Eine Vollsitzung des Sejm ist auf Montag, den 11. Dezember, einberufen worden. Auf der Tagesordnung dieser Sitzung standen zehn im Laufe der letzten vier Wochen von der Regierung ausgearbeitete neue Gesetzentwürfe, von denen fünf neue Zusatzkredite betreffen. Unter den übrigen Entwürfen sind die wichtigeren ein Projekt einer Revision des Gesetzes über den Umsatzfonds der Agrarreform, über die Kennzeichnung von Waren polnischer Herkunft und über die Amortisation verschiedener Baukredite.

Der Budgetausschuß soll über die Budgets von Senat und Post, über die des Ministerpräsidiums und des Pensions- und Rentenfonds, über das Sozialfürsorgebudget und den Arbeitsfonds und über die dem Ministerium für Sozialfürsorge untergeordneten Ministerien verhandeln. Vom 16.—18. Dezember wird der Ausschuß keine Sitzung abhalten, am 19. über das Landwirtschaftsbudget beraten und dann in die Weihnachtsferien gehen.

Spanien wieder in Aufruhr

In Madrid ist eine geheime Versammlung von Extremisten ausgehoben worden. 48 Teilnehmer wurden verhaftet.

Bei Puerto del Sol wären zwei Faschisten von der Menge gelyncht worden, wenn die Polizei nicht rechtzeitig eingegriffen hätte. Aus Barcelona wird berichtet, daß dort drei Bomben explodiert seien, die beträchtlichen Sachschaden angerichtet hätten. Eine Anzahl Extremisten soll versucht haben, in ein Autobusdepot einzudringen, um die Wagen in Brand zu stecken.

In Saragossa wurden zahlreiche Haussuchungen vorgenommen, da die spanischen Behörden vermuten, daß das revolutionäre Komitee in Saragossa seinen Sitz habe. 45 Personen wurden festgenommen.

In Huesca kam es zu Zusammenstößen zwischen Gendarmen und einem Zug Extremisten, die eine rote Fahne vorantrugen. Bei einer Schießerei wurden eine Person getötet und eine zweite schwer verletzt. Ein Waffenlager mit 28 Bomben, zwei Revolvern, einem Gewehr und zahlreicher Munition wurde ausgehoben. In Salamanca ist die Erregung so groß, daß Truppen irrtümlicherweise eine Patrouille Gendarmen beschossen.

In ganz Spanien finden, nach einer Erklärung des Innenministers, Haussuchungen und Verhaftungen statt.

Litwinows Romreise

Friedensbereitschaft der Sowjetunion

Der sowjetrussische Außenminister Litwinow hat seine Rückreise von Amerika in Rom unterbrochen und Mussolini sowie dem König einen Besuch abgestattet. Über den Verlauf seiner Unterredung mit Mussolini hat Litwinow vor der Presse einen kurzen Bericht verlesen. Sein Besuch, so heißt es darin, diene zuerst dem Zweck, seiner Befriedigung über die guten Beziehungen zwischen Italien und Rußland Ausdruck zu geben. In zweiter Linie habe es gegolten, die allgemeine Lage vom Standpunkt des Friedens aus, mit Mussolini durchzusprechen. Im weiteren Verlauf des Berichtes ist viel von der Versicherung des Friedens die Rede. Er, Litwinow, habe schon Gelegenheit gehabt, mit Paul Boncour und Roosevelt über diese Frage zu sprechen, und er sei froh, nun im gleichen Geist in Rom mit Mussolini gesprochen zu haben. Hierbei seien sämtliche Fragen, die die internationale Politik bewegen, durchgesprochen worden.

Auf eine Frage über die Beziehungen Rußlands zur Kleinen Entente, erwiderte Litwinow, Rußland sei bereit, mit jedem Staat, ohne Unterschied, Verträge abzuschließen, die der Sicherung des Friedens dienten. Selbstverständlich auch mit den Staaten der Kleinen Entente, Rußland habe seine Bereitschaft erklärt, und es sei nun Sache der Kleinen Entente die Anregung zu geben.

Advent

Advent ist ein tiefernstes Wort, in dem ein vielseitiger Inhalt verborgen ist. Advent ist eine Zeit der Sehnsucht und der Hoffnung. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern lebte eine Sehnsucht in den Seelen der Menschen; man sehnte sich nach dem Erlöser. Die christliche Kirche hat es verstanden, diesem Seelenzustand einen schönen Sinn zu geben und richtete den Advent ein, der die sündigen Menschen an die viertausend Jahre erinnern soll, in denen die armen Seelen im Fegefeuer auf den Erlöser warten mußten. Ein kurzer Tag ist unendlich lang, wenn ihn Kummer und Schmerz füllt; wie unendlich lang mußten erst die viertausend Jahre gewesen sein. Die Kirche hat diese Adventszeit so überaus sinnreich mit dem „Rorate" ausgezeichnet, das dieser kirchlichen Einrichtung die rechte Stimmung verleiht. Der Wachsstock — ein zu einer kleinen Walze gewickelter Wachsfaden — bildete früher ein beliebtes Symbol der Adventszeit, der beim „Rorate" brannte und Licht spendete. (Das Symbol des heutigen Advent ist der Adventskranz.) Und während die kleine Lichtflamme knisterte und den angenehmen Wachsgeruch verbreitete, regte sie Gedanken an, die den allmächtigen Gott zu ihrem Inhalt haben mußten; denn das ganze menschliche Leben bildet einen einzigen großen Advent. Es ist ein Verlangen nach Gott, ein mühevolles Wandern zu ihm und ein heißes Ringen um ihn. Die Christenheit und insbesondere das fromme Landvolk empfindet noch heute die Adventswochen als eine im tiefsten Sinne feierliche Zeit, in der Bußstimmung, Ernst, Freude und vor allem ein festliches Erwarten seltsam ergreifend auf den frommen Christen im Gotteshause bei dem Wachslicht einwirken. Während dieser Adventswochen erklingen bei dem Gottesdienste die alten Prophetenlieder wie „Tauet Himmel den Gerechten"; sie sind gleichsam aufrüttelnde Rufe, welche sehnsuchtsschwer herausklingen aus einer tiefen Not einer nach Erlösung ringenden Menschheit, die auch in unsere Zeit der schweren Wirtschaftsnot hineinpassen, von welcher viele unserer Mitmenschen hart betroffen sind.

Den Advent finden wir auch in der Natur; das sind die stillen Wochen vor dem Fest des Winters, dem fröhlichen Weihnachtsfeste. Unsere Erdkugel erreicht in ihrer Bewegung um die Sonne am 21. Dezember ihren tiefsten Stand, den man Wintersonnenwende nennt. Sie bildet die Scheidewand zweier Lebensabschnitte, von denen der alte, vergangene mit einer Periode der Ruhe und Besinnung beschlossen wird. Jegliches Leben der Pflanzenwelt hält seinen Schlaf, und abgeschnittene Zweige des Kirschbaumes — Barbarazweiglein — werden nie vor Weihnachten aufblühen, wenn ihnen der Küchenofen auch genügende Wärme spenden sollte. Auch in bezug auf die Bodenbearbeitung hat das Landvolk vor dem Advent eine große Hochachtung. In dieser Zeit darf der Boden in seiner Ruhe nicht gestört werden, und der Pflug muß ruhen, auch wenn seiner Tätigkeit die Witterung noch so günstig sein sollte.

Die Kirche machte den Advent zu einer verbotenen Zeit, d. h. in den Tagen der sinkenden Lebenskraft durften keine Ehen geschlossen, keine Hochzeiten abgehalten werden. In katholischen Kreisen der Landbevölkerung ist der Brauch noch heute erhalten. Der zweite Abschnitt, der der aufsteigenden Sonne, beginnt mit Kräftesammeln, mit besonders guter Ernährung und recht vieler Lebensfreude. Der sogenannte Fasching bildet immer noch den Zeitabschnitt fröhlicher Feste und vieler Hochzeiten.

Kyzia, Chelm.

Die Kritiker

Von ihrer schädlichen und nützlichen Seite aus betrachtet

Anselm Kyzia, Chelm.

Früher hat man sie in den Parlamenten wahrgenommen, wo es sich um wichtige Sachen handelte. Mit der Zunahme der Vielseitigkeit der Kultur und des Wirtschaftslebens wuchs ihre Zahl; sie fanden sich in den Städten ein, und man findet sie gegenwärtig auch auf dem Lande, sogar in den kleinsten Dorfgemeinden. Alles, was so in den Zeiten drin steht, kann von dieser Zeiterscheinung nicht unberührt gelassen werden. Die Zeiten auf dem Lande, in denen zu den Kritikern nur das Frauenvolk beim Kartoffelhacken gehörte, sind vorbei, obwohl diese Sitte noch nicht ausgestorben ist. Diese Frauenzungen sind auch heutzutage noch zweischneidige Messer, die bei ihrer Kritik stechen und nach zwei Seiten schneiden. Diese Kritik beschränkt sich aber nur auf die Dorfjustiz, die in der Hauptsache Wirtschaftsführungen, Bekleidungsangelegenheiten, Hochzeiten u. dgl. der einzelnen Dorfinsassen zum Gegenstand hat. Daß von der einen Frau die Kinder ganz unsauber in die Schule geschickt werden, von einer anderen diese zerlumpt herumlaufen und noch eine andere unsauber gewaschene Wäsche auf den Zaun hängt, bilden eine durchaus nützliche Kritik, die sich auf einen kleinen Kreis beschränkt und bald verpufft, weil sie keine so große Bedeutung hat.

Wenn hier von Kritikern die Rede sein soll, so handelt es sich dabei um diejenigen, die in den Gemeindeparlamenten, in Organisationen und den verschiedenen Vereinen auftreten. Die Kritik in Zusammenschlüssen ist dann auch recht verschieden. In Zeiten, in welchen alles gut geht, wo auch die Mitglieder derartiger Vereinigungen unter sich und mit der Leitung eines Sinnes sind, da hat dieselbe wenig oder gar nichts auszusetzen, und alle Versammlungen nehmen einen ruhigen Verlauf. Wenn aber die Zeiten schwerer und bewegter werden, wenn Reibungen persönlicher, wirtschaftlicher und parteiischer Art entstehen, dann glauben gar manche sind zur Kritik berufen, und sie scheuen sich nicht, unter dem Deckmantel ihres guten Rechts die entsprechende Versammlung zum Schauplatz persönlicher Gehässigkeit oder parteipolitischer Meinungsverschiedenheit zu machen. Eine solche Versammlung artet dann in einen lauten Skandal aus, bei dem die merkwürdigsten Visitenkarten ausgetauscht werden, wenn es schon zu keinen Handgreiflichkeiten kommt. Besucher, die ehrlich um einer guten Sache willen erschienen sind, fühlen sich dann abgestoßen und bleiben künftig solchen Versammlungen fern.

Wer nun solchen Versammlungen öfters beiwohnen muß und eine gute Erfahrung in diesen Dingen hat, wird drei Arten von Kritikern unterscheiden. Die ersten sind die Schweiger. Sie haben etwas auf dem Herzen und sind unzufrieden. Anstatt es aber laut und deutlich dem Vorstand zu sagen, so verraten sie es leise anderen Mitgliedern, um sie aufzuhetzen. Werden die Versammlungen in einer Gastwirtschaft abgehalten, so kann man diese Kritiker leicht erkennen; denn sie halten mit ihren Getreuen eine Versammlung nach der Versammlung ab, in der gehörig gehetzt wird. Diese stillen Kritiker sind äußerst gefährlich und können das beste Gemeinschaftsleben systematisch zugrunde richten, um so mehr, als dem Vorstand bzw. der Leitung der Grund der Unzufriedenheit nicht bekannt wird. Zu dieser Art Kritikern gehören Kleinigkeitskrämer, die in den allermeisten Fällen nur geringfügige Anlässe zu ihrem Nörglertum auswählen. Sie sind meist übertrieben feinfühlig und deshalb leicht verletzlich und fühlen sich schon beleidigt, wenn ihnen beim Erscheinen im Vereinslokal der Vorsitzende nicht die Hand reicht, sie nicht anspricht oder ihnen keinen Platz anweist.

Die zweiten sind Kritiker aus Prinzip, aus einer angeborenen Anlage. Sie stellen sich bewußt und absichtlich gegen alles, was in einer Gemeinschaft geschieht. Sie wissen alles besser, sie hätten auch alles anders und besser gemacht als die Leitung. Wenn man sie aber etwas gründlicher auf ihre Leistungen ansieht, muß man feststellen, daß sie immer von dem Verein, von der Organisation, fordern, statt auch etwas für die Gesamtheit in der Gemeinschaft zu leisten. Es sind auf die Nerven fallende Nörgler von Beruf, Leute, denen Geist und Verständnis für Selbstverwaltung und Selbstverantwortung fehlt, denen der Eigennutz vor Gemeinnutz geht. Diese Kritiker wirken regelmäßig unangenehm auf den Verlauf einer Versammlung, weil sie stets Verneiner sind. Besonders gefährlich werden sie in schwierigen und bewegten Zeiten, in denen auch die einwandfreie Tätigkeit einer Gemeinschaftsleitung besonders unter die Lupe genommen werden muß und die ewig Unzufriedenen sich obendrein Geltung zu verschaffen suchen, welche die Gemeinschaft schädigen. Es sollen z. B. Vorstandswahlen auf der Tagesordnung einer solchen Versammlung stehen, und es werden Persönlichkeiten in Vorschlag gebracht, die für die Aemter keine Eignung haben; dann werden diese Kritiker zu einer unmittelbaren Gefahr für die richtige Leitung oder für den Bestand einer Gemeinschaft. Schäden dieser Art treten auch bereits bei den ländlichen Genossenschaften zutage.

Ganz anders ist die dritte Gruppe von Kritikern; sie heben sich auch schon durch ihre Art, durch ihr Auftreten und durch ihre Form vorteilhaft ab. Sie sagen nicht gedankenlos Ja und Amen zu den Berichten, zu den Vorschlägen der Vereinsleitung, sondern sie üben Kritik, aber sie üben diese ohne Rücksicht auf die Personen, weil es ihnen nur um die Sache zu tun ist, die ihnen hoch über den Meinungsverschiedenheiten steht, um eine Sache, die sie gesund und leistungsfähig erhalten wollen für ihren Stand und Beruf und ihre ganze Dorfgemeinschaft. Solchen Kritikern merkt man es schon an der ruhigen Haltung, an der schonenden Form, an der ernsten, innerlichen Art ihrer Kritik an, daß sie weit entfernt sind von der Neigung zum Widerspruch. Eine solche Kritik will Gebrauch machen von ihrem Rechte als Mitglied, begründeten Tadel auszusprechen am richtigen Ort und durch brauchbare Vorschläge und die eigenen guten Gedanken der Mitgliederversammlung zu unterbreiten und zu ihrer Durchführung mitzuhelfen.

So unerwünscht und gefährlich die Kritiker der zweiten Gruppe sind, so unentbehrlich und förderlich sind allen Gemeinschaften und ihrer gesunden Entwicklung die Kritiker der dritten Gruppe. Sie üben ihre Kritik nie auf der Straße, auch nicht an Biertischen und vor allem nicht in „Revolverblättern" aus, um Popularität oder billigen Beifall zu erhaschen. Sie wollen vielmehr ihre Gemeinschaft vor Schaden bewahren, wollen sie den Forderungen der Zeit

gewachsen wissen zum Nutzen der ganzen Dorfgemeinde. Und Mitglieder, die in einer solchen Gesinnung Stellung nehmen zu den Verwaltungsorganen einer Gemeinschaft und ihrer Tätigkeit, das sind keine Nörgler, sie stehen mitten in dieser Gemeinschaft, sie arbeiten und schaffen mit ihr als treue und vollwertige Mitglieder.

Solche Kritiker wissen, daß sie nicht nur Rechte haben, sondern auch Pflichten gegenüber ihrer Gemeinschaft erfüllen müssen und Kritiker, die selbst das leisten, was sie von anderen fordern, für solche Kritiker muß jede Gemeinschaft dankbar sein. Ueber die sachlichen Meinungsverschiedenheiten wird sie sich leicht zu einer ersprießlichen Gemeinschaftsarbeit zusammenfinden. Den Kritikern von Beruf muß eine Vereinsleitung entgegentreten durch eine einwandfreie Geschäftsführung und volle gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten. Bei Genossenschaften muß sich die Leitung bemühen, die Mitglieder zum genossenschaftlichen Denken und Handeln zu erziehen und sie in genossenschaftlichen Einrichtungen zu schulen.

Spruch:

Das ist die beste Kritik von der Welt,
Daß man neben das, was einem mißfällt,
Etwas Eigenes und Besseres stellt.

Em. Geibel.

Ein Stück veralteter Tradition

Echte Bauern lieben Getreidevorräte. Sie haben gern eine mit Feldfrüchten vollgestopfte Scheune, und noch lieber haben sie die Körnerhaufen auf dem Boden nach dem Ausdreschen. Gewiß ist es schön, größere Getreidebestände liegen zu haben; denn sie sind mindestens so gut wie Bargeld, das verwahrt wird. Die Bestände wurden früher gern in das nächste Wirtschaftsjahr übernommen in der Meinung, man weiß nicht was die Zukunft bringen wird. Man hat auf den Bauernböden Getreide gefunden, das dort ein mehrjähriges Dasein fristete. In Zeiten, in denen es oft Mißernten und keine Hagel- und Feuerversicherungen gab, waren diese Vorsichtsmaßnahmen durchaus am Platz. Dazu waren die Ausgaben für die Lebenshaltung, für Steuern und Abgaben im Vergleich zur Gegenwart geringer. In solchen Zeiten hatten die Getreidehaufen auf den Böden ihre Berechtigung und gehörten zur Tradition, die heute noch vielen Bauern anhängt. Sie ist aber nicht zu loben; denn der Vorrat auf dem Boden wird kleiner, bis er obendrein verschwindet.

Der Bauer gehört aber zur Ernährungsquelle seines Volkes, und er muß daran denken, daß er neben seiner eigenen Familie auch noch andere Menschen mit Brot zu versorgen hat, die keinen Acker bebauen können. Dann wird er an seiner Wirtschaft nur dann eine Freude haben, wenn er seine Produktion zu Gelde macht; denn das Endziel einer Arbeit ist das bare Geld so wie auch das Geld nur der Erfolg einer fleißigen Arbeit ist. Gewiß wäre es falsch, das Getreide im Herbst und Winter zu verkaufen, dazu noch zu einem billigen Preise, um es im Frühjahr zu einem bedeutend höheren Preise wieder einzukaufen. Verkauft werden darf nur der wirkliche Ueberschuß, und diesen festzustellen, dürfte gar nicht schwer halten. Allerdings muß dabei etwas nachgedacht und auch gerechnet werden, und diese Uebungen gehören zweifellos zu einem geordneten Wirtschaftsbetrieb. Jeder Bauer muß auch gleichzeitig Kaufmann sein; denn sonst hilft ihm auch sein größter Fleiß nicht viel. Es gibt viele Bauern, die sich durch einen großen Fleiß auszeichnen, aber sie kommen auf keinen grünen Zweig, weil sie zu wenig rechnen können, zu wenig Kaufleute sind.

Gar zu schwierig sind diese Rechenaufgaben nicht, um zu wissen, was an Getreide gedroschen wird und welche Mengen zur Erhaltung des Wirtschaftsbetriebes erforderlich sind. Jeder Ueberschuß darin gehört in den Handel, um Bargeld hereinzubekommen. Richtig errechnete Bestände werden dann auch stets ausreichen, nach dem Sprichwort: „Mit vielem hält man Haus, aber auch mit wenigem kommt man aus." Es gehört aber dazu, wenn man seine Getreidevorräte unter gutem Verschluß hält. Denn wehe ihnen, wenn man leichtsinnige Dienstboten an sie heranläßt. Geschont werden sie oft nicht von den eigenen Kindern, ja sogar nicht von den Frauen mancher Bauern. **Knzia, Chelm.**

Das Ablecken des neugeborenen Kalbes durch die Kuh

Zweifellos folgt die abgekalbte Kuh bei diesem Vorgang einem Urtrieb; denn es ist noch nicht beobachtet worden, daß sich eine Kuh in dieser Beziehung anders verhalten hätte. Wohl allgemein läßt man die Tiere ihren Naturtrieben folgen, weil diese weder der Kuh noch dem Kalbe schaden, im Gegenteil, dieses Ablecken ist dem neugeborenen Kalbe nur dienlich. Durch dieses wird zunächst das Haar von dem ihm anhaftenden Schleim befreit. Durch die scharfe Zunge der Kuh wird auch die Haut des Kalbes leicht geschrubbt. Dadurch wird der Blutlauf nach der Haut gezogen, wodurch sich das Kalb rasch genügend erwärmt und damit auch den kleinen Körper mit Wärme umgibt. Durch das Ablecken werden auch die Muskeln und die inneren Organe in Tätigkeit versetzt. Bei einem schweren Abkalben oder bei Kälbern mit einem schwachen Herzen oder einer schwachen Lunge leistet das Ablecken die besten Dienste, weil diese Organe durch dasselbe am besten in Funktion versetzt werden.

Es gibt aber auch Fälle, in denen die Kälber sogleich von den Mutterkühen fortgenommen und nachher mit Stroh gut abgerieben werden. Begründet wird diese Maßnahme damit, daß die Kuh dann nach dem Kalbe nicht brüllt, weil ihr die Trennung nicht so schwer fällt. Ferner könnte die Kuh, wenn sie vielleicht krank sein sollte, namentlich an Tuberkeln, das Kalb anstecken. Auch könne sie keine Nabelverletzung des Kalbes herbeiführen. Man muß aber in Betracht ziehen, daß die Kuh gerade bei dem Ablecken ihre Mutterfreuden am deutlichsten empfindet, denen sie durch Brummen und auch durch Brüllen Ausdruck verleiht, und dann muß man dem Tiere auch diese Freuden gönnen. Was die Trennung von Kuh und Kalb anlangt, so wissen die Tiere, welche von den Menschen gepflegt und gefüttert werden, daß diese Menschen auch mit ihren Jungen nicht anders verfahren werden, es also mit ihnen nicht böse meinen können.

Was die Tuberkulose angeht, so soll man darin verdächtige Kühe überhaupt nicht kalben lassen. Dafür muß man sie schnellstens aus dem Stalle entfernen. In unbestimmtem Verdacht kann man aber alle Kühe haben, denn die ersten Anzeichen von Tuberkulose sind sämtlich unzuverlässig. Am Kopfe wird das neugeborene Kalb wenig oder gar nicht geleckt. Zudem nehmen solche Kälber die Tuberkulose gar nicht auf, meist geschieht es später.

Gegen das Nabelzerren kann man das Kalb durch Abbinden des Nabels schützen, das ohnedies immer stattfinden soll.

In den Bauernstallungen pflegt man das neugeborene Kalb vor dem Ablecken mit Salz zu bestreuen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn darin das richtige Maß gehalten wird. Meist wird aber das Salz nicht geschont, so daß das Kalb davon ganz weiß aussieht. Dieses Uebermaß kann der Kuh dann nicht dienlich sein. a.

Das Verlammen der Ziegen

Es wird auch das Verwerfen genannt und bildet ein vorzeitiges Abgehen der Leibesfrucht. Die Ursachen dieser Erscheinung können verschieden sein. Eine Seuche kann hierbei im Spiele sein, wenn dieses Uebel viele Tiere in einer bestimmten Gegend trifft. Meist ist es aber auf Behandlungsfehler in der Ziegenhaltung zurückzuführen. Vielfach werden diese trächtigen Tiere was Güte und Menge des Futters anlangt, zu gut gefüttert. Man meint es gut und hält dieses Futter auch für zweckmäßig; es muß aber zur Verfettung der inneren Organe führen, und das Verlammen ist eine unausbleibliche Folge dieser guten Meinung. Dieselbe Wirkung kann auch schroffer Temperaturwechsel haben. Auch durch Inzucht entartete Tiere verwerfen sehr leicht. Daneben können schlechte Behandlung durch Stoßen und Schlagen und plötzliches Erschrecken des Tieres ein Verlammen herbeiführen. Angefrorenes, zu saures, schimmliges und verdorbenes Futter, sowie muffiges Heu können dieselbe Wirkung nach sich ziehen. Ein Verwerfen kann auch durch Kleie herbeigeführt werden, weil in dieselbe gern die Mühlabfälle wozu auch das Mutterkorn gehört, vermahlen werden und von dem Mutterkorn genügen schon Spuren zum Verlammen. Wegen dieser Gefahren dürfen die trächtigen Tiere keine stopfenden, zuviel Raum beanspruchenden Futtermittel, wie Siede, verabreicht bekommen.

Ziegen, die in den Sommermonaten Weidegang und dabei viele Bewegung haben, sind gegen das Verwerfen stets widerstandsfähiger. a.

Flankierbäume im Pferdestall

Für diese eignet sich am besten Akazienholz. Da es ebenso widerstandsfähig ist wie das Eichenholz, und bei weitem nicht so teuer. Ferner wird Akazienholz von den Pferden nicht angefressen. Mit der Zeit erhärtet es auch beim längeren Gebrauch immer mehr, wobei es eine besondere Glätte erhält, so daß die Pferde diese Flankierbäume nicht annagen können. a.

Die Zitter- oder Silberpappel

Sie gehört zu einer besonderen Art von Nutzhölzern. Den Düngergruben auf dem Hofe ist eine Beschattung durch Bäume recht dienlich, aber nicht jeder Baum kann diesen Stand vertragen. Am besten verträgt ihn die Zitter- oder Silberpappel, die sich auch in unmittelbarer Nähe einer Jauchegrube wohlfühlt. Damit ihre Wurzeln das Mauerwerk der Grube nicht zerstören, müssen diese Bäume zwei Meter vom Mauerwerk gepflanzt werden. a.

Notierungen

der Kattowitzer Getreidebörse

vom 6. Dezember 1933.

Nachstehende Preise verstehen sich für 100 kg. Inlandsmarkt.

1.	Roggen	15,50—16,00	zł
2.	Weizen, einheitlich	23,00—24,00	„
3.	Sammelweizen	22,00—23,00	„
4.	Hafer, einheitlich	14,50—15,50	„
5.	Hafer, gesammelt	13,50—14,50	„
6.	Graupengerste	16,00—17,00	„
7.	Braugerste	20,00—22,00	„
8.	Weizenschale	10,50—11,00	„
9.	Roggenkleie	10,00—10,50	„
10.	Wiesenheu	7,00— 7,75	„
11.	Stroh, gepreßt	3,75— 4,25	„

Viehpreise

Gezahlt wurden am 6. 12. 1933 auf dem Zentralviehmarkt in Myslowitz für 1 kg Lebendgewicht einschließlich der Handelsunkosten für:

	A. **Bullen:**		
1.	Vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	60—69	gr
2.	Jüngere, vollfleischige	56—59	„
3.	Mäßig ernährte, jüngere und gut ernährte, ältere	48—55	„
	B. **Kalbinnen und Kühe:**		
1.	Gemästete, vollfleischige vom höchsten Schlachtwert	75—85	„
2.	Gemästete, vollfleischige Kühe	75—85	„
3.	Ältere, gemästete Kühe und weniger gemästete Kalbinnen	66—74	„
4.	Schlecht ernährte Kühe und Kalbinnen	48—55	„
	C. **Kälber:**		
1.	Die besten gemästeten	80—90	„
2.	Mittelmäßig gemästete	68—79	„
3.	Wenig gemästete	55—67	„
	D. **Schweine:**		
1.	Mastschweine über 150 kg.	136—150	„
2.	Vollfleischige v. 120—150 kg	120—135	„
3.	Vollfleischige v. 100—120 kg	100—119	„
4.	Vollfleischige v. 80—100 kg	90— 99	„

Auftrieb schwach, Markt belebt, starke Tendenz.

TRAGÖDIE im Sportpalast

„Telegramme aus Paris"

Die Geschichte eines Sechstagefahrers

Von H. R. Kunze

Die Motoren laufen mit ganzer Kraft. Hart donnert der Propeller. Der Mond hängt schräg am nächtlichen Himmel. Zwischen Schneewolken und Nebelschleiern tauchen Lichter auf, erst einzeln, dann in Ketten gereiht: Berlin!

Ein paar Minuten später landet die Maschine auf dem verschneiten Tempelhofer Feld. Mit einem Ruck fährt Fred Hiller hoch, — verschlafen reibt er sich die Augen, dann starrt er ungläubig durch die geöffnete Tür: Er war tatsächlich schon am Ziel!

Autos stehen bereit. Er nennt den Namen seines Hotels. Leicht fröstelnd schlägt er den Kragen seines Pelzes hoch, der gestrige Renntag lag ihm noch in den Gliedern. Ja, gestern, da war man noch in Paris. Küsse brennen auf seinen Lippen, als er an Venice denkt. Ob sie schon schläft? Ob sie noch Fieber hat? Der Arzt hatte von einer leichten Erkältung gesprochen, und daß sie sich unbedingt schonen sollte. Trotzdem war sie gestern plötzlich im Winter-Velodrom erschienen, um mit dabei zu sein, wie er dem gesamten Felde eine Runde nahm.

Gar zu gerne wäre sie mit nach Berlin gekommen, aber dazu waren die Anstrengungen zu groß und er hätte sich ihr ja doch nicht widmen können.

Beim Baden hatte er Venice kennengelernt. Im vergangenen Sommer. Es war nach seinem ersten Start in Frankreich gewesen. In einem Wäldchen bei Maisons-Lafitte fand er einen karminroten Roadster, der einsam und verlassen stand. Zwischen den Stämmen der Eichen flimmerte ein See. Duftige Wäsche lag verstreut. In der Ferne rief eine Glocke. Da schwamm ein junges, schönes Mädchen ans Ufer. Fred stand wie berauscht. Er glaubte zu träumen. Diese Stunde sollte fü sein Schicksal entscheidend sein.

Zwei Monate später fuhren sie nach Deauville, ans Meer. Fred hatte einige Rennverpflichtungen gelöst, um ganz frei zu sein. Zwei Wochen lang strahlende Sonne, zwei Wochen lang alle Tage und Nächte ein einziges Fest. Es war unfaßbar, daß es soviel Seligkeit gab. — — —

Das Auto hält vor dem Hotel. In der Halle wartete Marlot, der Manager, und Rolf Kersten, der Partner für das übermorgen beginnende Sechstagerennnen. Die Bar ist still und die Sessel tief und weich. Cocktails werden gemixt. Erinnerungen fliegen auf. Chancen werden besprochen, die Presse studiert. Da bringt ein Boy ein Telegramm:

> Geliebter, — mir geht es besser. Bald bin ich ganz gesund. Ein wenig Fieber und nur viel Sehnsucht. Immer Deine Venice —

Fred bestellt weiße Orchideen in Paris für Venice. Am Abend fällt er müde ins Bett. Es gilt Vorrat zu schlafen für hundertfünfundvierzig Stunden. — —

Eine Diva mit emailliertem Puppengesicht gab den Startschuß ab. Schmetternde, aufreizende Zirkusmusik. — Erbarmungslose Strahlenbündel ewiger Bogenlampen. Ueber dem Riesenoval ein Flirren von Rauch und Staub. Blitzendes Metall der Räder, schimmernde Seidentrikots und das breite, weiße Band der Holzbahn. In den Logen Herren im Frackmantel und mattem Zylinder, Damen in Pelz und Brokat, aus Theater und Gesellschaften hier zusammengeströmt. In den Kurven und Galerien die „Sachverständigen" mit Sportmütze und Radautrompete.

Eine Woche lang peitscht man die Fahrer über die Bretter, brüllt, fiebert, tobt. Um Mitternacht prasseln Prämien. Sechs Tage und sechs Nächte lang. Wie sieht die Sonne aus und wie die Sterne?

Eine Glocke gelt auf, eine grüne Lampe brennt: der erste Spurt! Schneller und schneller zieht die Riesenschlange ihre Kreise. Vom „Olymp" kommt das abgehackte, hetzende He — he — he! Kersten, der Sprinter, erkämpft die ersten Punkte. Fred Hiller, der Jagdenfahrer, sitzt noch wartend in der Koje. Unter dem Kissen des schmalen Lagers liegt Venices zweites Telegramm:

> — immer bin ich bei Dir, mon cher ami! Ich küsse Deine weißen Orchideen —

Bei der Ablösung nach dem zehnten Spurt kommt es zur ersten Jagd. Im Nu ist die bunte Kette der Fahrer auseinandergerissen. Ohrenbetäubendes Geschrei erschüttert die Luft. Zehntausend Menschen springen auf, trampeln, werfen sich an die Brüstung, verzerrte Gesichter schreien: Die Post geht ab! — Tempo! Tempo!! — Allez!! —

Die ganze Bahn wimmelt plötzlich von Fahrern. Die Bretter dröhnen, tretende Schenkel, fliegende Flaschen, die Musik bricht jäh ab. —

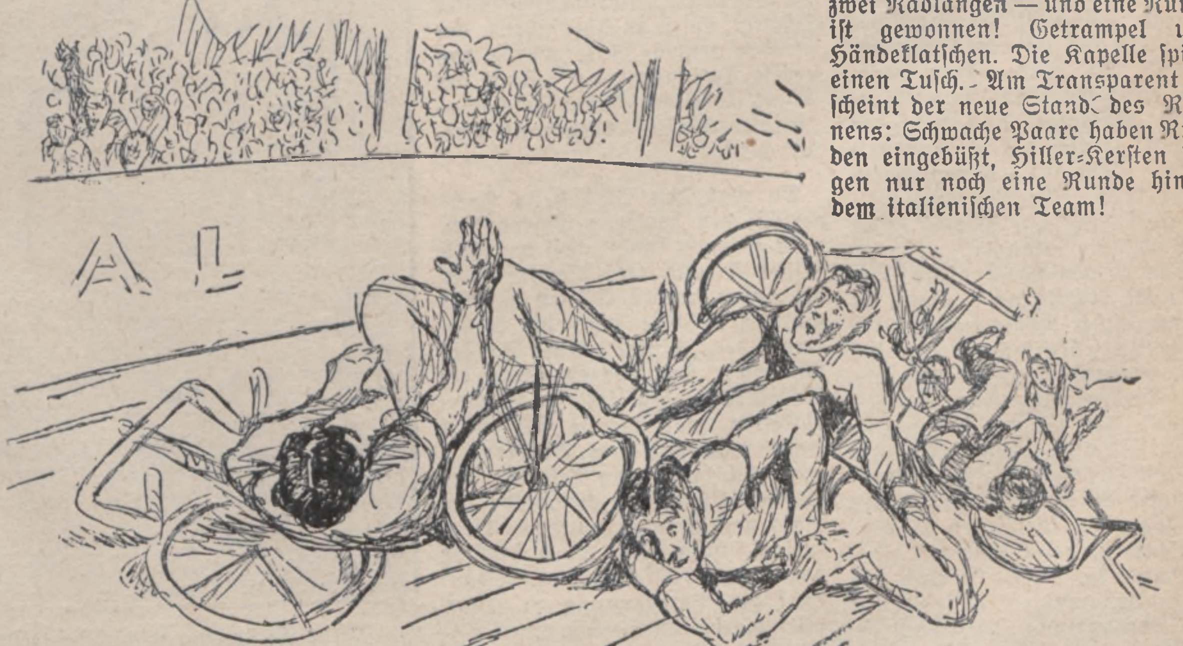
Oskar! — Schiebung! — Fred, noch 'ne halbe Runde!! — Paß uff, Makkaroni kommt! — Oskar! Oskaar!! — Plötzlich ein Krachen und Klirren, ein einziger Aufschrei aus tausend Kehlen: Massensturz!

Neutralisation, verkündet die rote Lampe!

Blut sickert von Armen und Schenkeln. Zerfetzte Trikots und Reifen. Die Musik spielt einen leichten Walzer. Und weiter geht die tolle Jagd, bis zum bleiernen Morgengrauen. Die Fahrer werden gefüttert und massiert. Dicke Bandagen wärmen die müden Beine. Ein paar kurze Stunden Ruhe auf der schmalen Matratze und das eintönige Fahren auf dem „grünen Teppich", bis das Kommando einer neuen Hetzjagd ertönt und die Akteure aus den wirren Träumen reißt.

Am vierten Tage haben zwei Paare aufgegeben. Die Italiener bilden mit zwei Runden Vorsprung die Spitzengruppe. Kersten hatte gestern seinen toten Punkt. Heute fährt er wieder wie eine Maschine. Unermüdlich, unverdrossen. Fred liegt schweratmend, mit schmerzverzerrtem Gesicht in der Kabine und läßt sich eine seiner vielen Sturzwunden verbinden, da beginnt die große Schlacht.

In der Kurve ist Kersten plötzlich hochgegangen und pfeilschnell gerade heruntergeschossen. Das Signal zur Jagd war gegeben. Wie ein Trommelfeuer läuft es über die Latten. Die Pfleger schreien und schieben ihre Schützlinge mit kräftigem Schwunge ab. Kersten hat fünfzig Meter Vorsprung. Fred Hiller löst ihn gut ab. Immer näher kommen sie dem abgehängten Felde, die Italiener wehren sich verzweifelt — noch zehn Meter — zwei Radlängen — und eine Runde ist gewonnen! Getrampel und Händeklatschen. Die Kapelle spielt einen Tusch. Am Transparent erscheint der neue Stand des Rennens: Schwache Paare haben Runden eingebüßt, Hiller-Kersten liegen nur noch eine Runde hinter dem italienischen Team!



Plötzlich Krachen und Klirren, ein Aufschrei aus tausend Kehlen: Massensturz!

Aber das Feld soll nicht zur Ruhe kommen. Das Schweizer Paar gibt den Anstoß zu neuen Kämpfen. Fred fährt am Hinterrad. Kersten löst gut ab. Wie ein grüner Satan rast er über die Latten. Schlängelt sich durch die Abgelösten, erreicht wieder Fred, und die beiden lassen nicht locker, bis sie auch die zweite Runde gewonnen haben.

Der turbulente Höhepunkt ist da: Hiller-Kersten liegen in Führung! Die Ekstase schmilzt. Die Fahrer fallen erschöpft in die Kojen. Alkohol und Medikamente helfen. Neue Prämien werden zur Belebung gestiftet. Immer und immer wieder versuchen die Italiener das verlorene Terrain wieder gutzumachen. Vergebens.

Heißumstrittene Spurts, Einzelvorstöße. Die alte Geschichte und doch ewig neu! —

Marlot, der Manager, führt ein langes Telephongespräch mit Paris. Dann trinkt er hastig ein paar Gläser Sekt im Kasino. Nur wenig Paare tanzen auf dem Parkett. Die Geigen flüstern einen English Waltz. In einer Ecke schnarcht ein Kellner. Unter dem Hocker an der Theke liegt ein zerrissenes Telegramm —

Dann kam die letzte Nacht. Die siebente. Rauchschwaden ziehen durch das ausverkaufte Haus. Die Luft ist zum Schneiden dick und mit Nervosität geladen. Aufflackern letzter Willenskraft. Aufkeuchen letzter Runden. Alle Monotonie ist verschwunden, — Placierungskämpfe — Ueberrundungen — und dann der erlösende Pistolenschuß! — Gebannt starren alle nach der weißen Wand.

Hiller-Kersten siegen nach Punkten.

Die Italiener haben aufgegeben.

Das belgisch-holländische Paar erhält den zweiten Platz.

Lorbeer, Musik, Blitzlicht, Ehrenrunden.

Heisere Kehlen brüllen zum letzten Male: Hiller — Kersten! —

Fred und Marlot sitzen im Hotel gegenüber. Champagner perlt. Betäubende Düfte unendlich vieler Blumen ziehen durchs Zimmer.

Marlot kämpft schwer mit seinem Geständnis.

„— Du mußt dich beruhigen, Junge! Ein Telegramm von — — Venice!"

Fred springt wild auf, seine Augen starren irrsinnig voll Angst:

„Du verheimlichst mir etwas! — Schon seit Tagen fühle ich es, — ich will alles wissen, — alles!"

„Sie ist krank, mein Junge! Sehr, sehr krank — — !"

„Tot?!" schreit Fred Hiller gellend auf.

„Tot! — Schon seit drei Tagen!"

„— und die letzten Telegramme?"

„Hat Louet, der kleine Franzose, geschickt, damit du siegen solltest!"

Vom Bahnhof her heult eine Lokomotive.

Der letzte Scheiterhaufen

in Preußen

Am 1 Juni 1813, also in einer mehr als aufgeregten Zeit, erschien in den „Berlinischen Nachrichten von Staats und gelehrten Sachen" eine „Warnungsanzeige". Sie enthielt das Urteil gegen Johann Christoph Horst, dreißig Jahre alt, geboren in Jerichow an der Elbe, der „in wenigstens fünfundvierzig Städten, Marktflecken und Dörfern ... geständlich Feuer angelegt ... überall, um unter Begünstigung des Feuers stehlen zu können" Es wird weiter angeführt, daß sechs Menschen in Neuensund umkamen, und daß der Schaden „füglich auf dreihunderttausend Thaler" angenommen werden kann „Der Vortheil, welchen Horst für seine Person durch die Diebstähle erlangte, ... wird die Summe von zweihundert Thalern nicht übersteigen." Dann ist noch von seiner Kumpanin Friederike Luise Christiane Delitz die Rede, zweiundzwanzig Jahre alt, „von Dieben und Diebeshelfern erzogen", die an den Brandstiftungen teilnahm, „von Neuensund bis Schöneberg". „Das Dorf Schönerlinde, wo durch das Feuer vier Menschen ihr Leben einbüßten, steckte sie geständlich mit eigener Hand in Brand" Und die „Warnungsanzeige" schliesst mit der Verkündigung der Tatsache, die Strafe „daß sie zur Richtstätte zu schleifen und allda mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu bringen", sei am 28 Mai 1813 vollzogen worden

Dies war das Ende eines Monstreprozesses, der jahrelang ganz Preußen und besonders die Berliner beschäftigte Hundert Beschuldigte waren vernommen worden, dreihundertfünfundzwanzig Brände galt es zu untersuchen. Endlich gelang es dem Untersuchungsrichter Schmidt, Horst zu überführen, der — zum letzten Male wurde das uralte Talionsprinzip: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" befolgt — als Brandstifter verbrannt werden sollte.

Da man den Platz beim Hochgericht, den heutigen Gartenplatz, nicht geeignet fand, „weil das Feld besäet ist" und durch die Zuschauer die angrenzenden Gärten zerstört würden, wählte man die Jungfernheide „hinter dem Förster Philipp". Im ganzen macht die Vollziehung des Urteils Schwierigkeiten, man kannte sich nicht mehr recht mit dem Verbrennen aus, auch hatte man Bedenken der Menschlichkeit, wie es gerade damals nach der französischen Revolution üblich war. Man beschloß daher, dem Volke wohl das Schauspiel der Verbrennung zu geben, aber die beiden Delinquenten kurz vor dem Anzünden des Scheiterhaufens vom Henker insgeheim töten zu lassen, um ihnen lange Qual zu ersparen

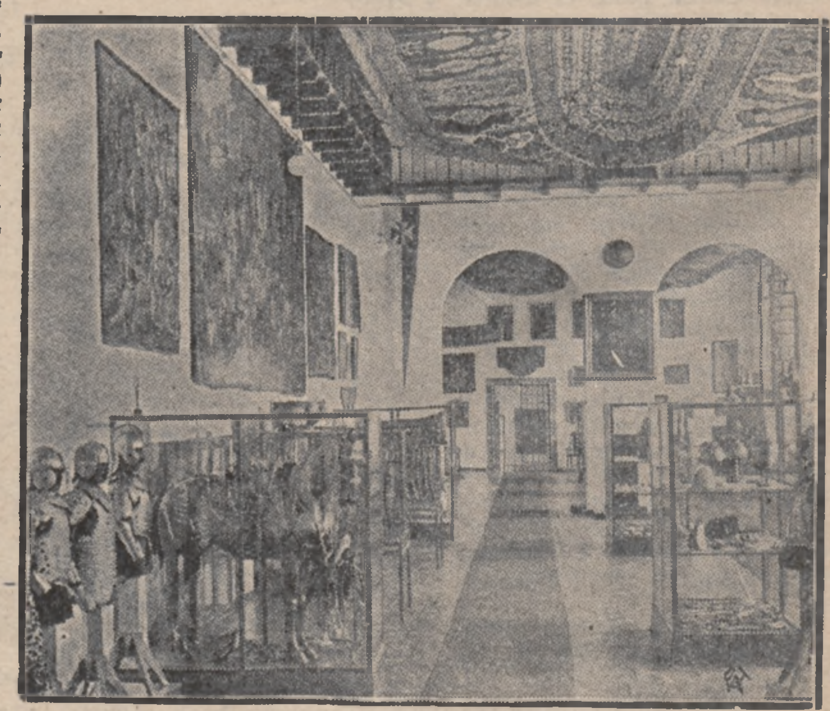
Am 25 Mai begann man das Holz für den Scheiterhaufen aufzuschichten, das Tag und Nacht bewacht wurde, um eine etwaige Anbrennung zu verhüten. Oben ragten zwei Pfähle hervor, an denen kleine Schemel angebracht wurden. In der Nacht auf den 27. versuchte Horst sich zu töten, was um so rätselhafter ist, als er dann lustig und guter Dinge war, bis zum letzten Augenblick. Als ihm der Untersuchungsrichter am 27 morgens das Urteil bringt und ihm die Unterschrift des Königs zeigt, sagt er, es sei ihm egal, wer das unterschrieben habe. Aber am Abend desselben Tages, da Schmidt den Verurteilten besucht, erzählt ihm Horst, er habe eine Pfeife geraucht und mit den Aufsehern Karten gespielt, Essen und Trinken habe ihm vorzüglich geschmeckt. Ueber seinen versuchten Selbstmord sagt er zu dem Richter lachend: „Nicht wahr, Herr Justizrat, das wäre doch ein hübscher Spaß gewesen, wenn Sie, nachdem Sie sich so lange mit mir gequält und mich zweieinhalb Jahre konserviert hatten, mich heute morgen tot gefunden hätten? So eine Untersuchung wie diese hat gewiß in Berlin noch nie existiert, und jede andere muß Ihnen jetzt zuwider sein" Dann wünscht er eine andere Gefangene, die er gekannt hatte, zu sehen, und da sie bei ihrem Eintritt zu weinen beginnt, sagt er munter: „Warum weinst du, ich gehe morgen voran und bestelle Quartier." Dem Untersuchungsrichter dankt er noch einmal, fügt aber hinzu, er hätte sich einen weniger guten gewünscht, „dann wäre es nicht bis zum Scheiterhaufen gekommen."

Um fünf Uhr früh kommen die Leiterwagen. Horst, an Hand und Fuß gefesselt, von zwei Gerichtsdienern gehalten, fährt auf dem einen, die Delitz auf dem andern. Berittene Polizei, Gendarmen, eine Abteilung reitende Nationalgarde und eine Abteilung der Schützengilde reiten und marschieren nebenher. Trotz der frühen Stunde steht ganz Berlin von der Hausvogtei bis zur Jungfernheide Kopf an Kopf Spalier.

Während beide Delinquenten nach altem Brauch auf einem flachen Brettergestell, das mit einer Kuhhaut bedeckt ist, zum Scheiterhaufen „geschleift" werden, weint die Delitz, Horst plaudert mit den Henkersknechten Dann zieht er ruhig den Rock aus, da man ihn dazu auffordert, wirft den Hut in die Lüfte und ruft Halloh dazu. Nun bittet die Delitz, sprechen zu dürfen und sagt: „Ich habe zwar ein liederliches Leben geführt... aber als ein so junges Mädchen verdiene ich die Todesstrafe nicht. Ich bin unschuldig." Horst hingegen meint in seiner Ansprache, er sei ein großer Verbrecher, „ich habe viele Brandstiftungen verübt, viele Menschen elend und unglücklich gemacht und verdiene die gegen mich erkannte Strafe doppelt."

Als sie die Treppe hinaufsteigen sollen, läßt Horst galant der Delitz „als einem Frauenzimmer" den Vortritt. Sie werden mit Stricken und Ketten an dem Pfahl befestigt. Kurz bevor ihm der Scharfrichter den Strick um den Hals wirft, schlüpft Horst geschickt heraus und küßt die Delitz ein letztesmal. Dann werden ihnen die weißen Mützen über den Kopf gezogen, die alles verbergen, auch die geheime Handlung des Henkers — und der Holzstoß wird entzündet. Feuer und Rauch verbergen bald die beiden Gestalten.

Es war das letztemal, daß in Preußen ein Scheiterhaufen brannte.



Eine Ausstellung geschichtlicher Denkmäler aus der Zeit der Könige Stefan I. und Jan III. in Warschau. Das Bild zeigt den Ausstellungssaal aus der Zeit Jan Sobieskis.

Die Stimme des Gewissens

Ein Roman von Liebe, Glück und Leid.

Von **Erich Friesen.**

(Nachdruck verboten.)

Bisheriger Inhalt

Henrik Scott hat seine Frau Ingrid zu dem Zweck geheiratet, um mit ihrer Hilfe in den Besitz eines Testaments und damit großen Vermögens zu gelangen. Es handelt sich um das Testament eines alten Fräulein Engstraat. Bei ihr war Ingrid Gesellschafterin und galt als Universalerbin Infolge ihrer Heirat mit Scott kam es jedoch zu einem völligen Bruch mit Fräulein Engstraat Da nach dem Tode der letzteren kein Testament vorgefunden wurde, traten Frau verwitwete Arnholm und deren Tochter Gerda das Erbe an und erhielten u. a. auch die Villa „Waldburg“ in Klampenborg bei Kopenhagen. Von Frau Arnholm erhält Baron Cederström, bei dem Scott als Privatsekretär tätig ist, eine Einladung. Ihr Mann war ein intimer Freund seines verstorbenen Vaters. Scott beeinflußt den Baron dahin, die Einladung anzunehmen, und zwar dergestalt, daß sie beide mit vertauschten Rollen zur „Waldburg“ fahren. Zuvor muß aber Ingrid unter ihrem Mädchennamen bei den ihr unbekannten Damen Arnholm eine Stelle als Gesellschafterin nachsuchen. Sie findet dort freundliche Aufnahme und schließt mit Gerda bald Freundschaft. Sie erzählt ihr, daß sie mit Henrik Scott verlobt ist. Nach einigen Tagen erhält Ingrid von ihrem Gatten einen Brief, worin er ihr seinen Besuch als „Baron Cederström“ mitteilt und sie bittet, eine alte Frau Gina Hinrichsen im Fischerdorf in der Nähe der „Waldburg“ aufzusuchen. Das tut Ingrid. Von der alten Frau erfährt Ingrid, daß Fräulein Engstraat ein Testament hinterlassen hat. Frau Arnholm hat inzwischen hinter einem Gobelin eine Geheimkammer entdeckt, in der sich eine Truhe befand, die das Testament barg. Die Entdeckung war um so beunruhigender, als in dem Testament eine andere Person zur Erbin eingesetzt war. Bereits vierzehn Tage hütet Frau Arnholm ihr Geheimnis. Sie ist entschlossen, ihr Geheimnis zu lüften, nachdem ihre Tochter Gerda reich verheiratet wäre. Inzwischen aber hat Ingrid eine Gelegenheit benutzt, um in die Geheimkammer zu gelangen, wo sie das Testament fand und sich seinen Inhalt einprägte. Damit rückt der Augenblick immer näher, wo die geheimnisvolle Maskerade der beiden Freunde ein Ende finden kann. Während die Bewohner des Schlosses im Park zusammen sind, steckt ein Junge Henrik Scott unbemerkt einen Brief zu. Am Abend fehlt Henrik zu Tisch, und Ingrid begibt sich angsterfüllt ins Fischerdorf, wo sie die geheimnisvolle Alte im Sterben findet. Mit der letzten Kraft beichtet sie Ingrid von einer scheinbaren schweren Last ihres Gewissens. Nach dem seltsamen Besuch weiß Ingrid, daß Henrik das Testament gefälscht hatte und die Alte zwang, es hinter dem Gobelin in der Truhe zu verbergen. Ingrid kämpft mit sich und ist nahe daran, das Testament zu vernichten, um die Ehre zu retten. Aber die geheimnisvolle Gewalt Henriks zwingt sie, es nicht zu tun. Inzwischen sind die beiden Männer wieder in Stockholm, von wo aus Henrik einen Brief an Madame Arnholm richtet. In ihm teilte er ihr die Komödie, welche er mit dem Baron in der „Waldburg“ angestellt hat, mit. Gleichzeitig hält Cederström schriftlich um Gerda an. Gerda will jedoch keinen der beiden Männer mehr sehen. Frau Arnholm, die die schreckliche Entdeckung macht, daß das Testament gestohlen ist, antwortet in diesem Sinne.

11. Fortsetzung.)

Ich hoffe, bald von Ihnen zu hören, wenn auch vorläufig ohne jede Anspielung auf meine Tochter. In etwa vier Wochen gedenken wir nach Kopenhagen überzusiedeln, wo wir den Winter verbringen wollen.

Ihre ergebene Karin Arnholm.“

— — — — — — — — — —

Gunnar von Cederström, der gerade von einem mehrtägigen Ausflug nach dem Nordkap heimgekehrt ist, erhält Madame Arnholms Brief, als er im Rauchzimmer bei der Nachmittagspfeife sitzt und Henrik Scott, der behaglich auf der Chaiselongue ausgestreckt liegt, von den Schönheiten der Fjords und dem Glanz der Mitternachtssonne vorschwärmt.

„Großartig! Einfach fabelhaft! Du bist zu beneiden um deine Empfänglichkeit für alles Große, Schöne, Edle!“ pflichtet Henrik bewundernd bei — und denkt bei sich: „Harmloser Junge! Soviel Gequatsch um einen lumpigen Fetzen Natur! Blödsinn!“

Gunnars erste Frage nach seiner Heimkehr war nach der inzwischen eingelaufenen Post. Und er war nicht wenig enttäuscht, als er keinen Brief aus der Waldburg vorfand.

Um so freudiger überrascht ist er jetzt, als er auf dem Stapel von Briefen, die der Diener ihm überreicht, als obersten Madame Arnholms zierliche Handschrift erkennt.

Hastig greift er danach. Oeffnet und liest den Brief, ohne ein Wort zu sagen, und legt ihn dann mißmutig beiseite.

„Na?“ macht Henrik gemütlich. „Wieder eine Laus über die Leber gelaufen?“

„Du solltest deine faulen Witze etwas einschränken. Man ist nicht immer in der Stimmung für saftige Ausdrücke!“ bemerkt Gunnar ärgerlich.

„Soso! Ahm! Kann mir schon denken, was dich in diese geharnischte Laune versetzt,“ spöttelt der andere.

Gunnar reicht ihm den Brief hin.

„Da, lies! Das Ganze ist ja doch dein Werk!“

Henrik liest, faltet den Bogen wieder zusammen und gibt ihn schweigend zurück — in dem Erwarten, der Freund werde ihn, wie stets, auch heute um seine Meinung fragen.

Doch Gunnar sagt kein Wort und pafft nur zornig große Wolken in die Luft. Und Henrik merkt sofort, daß da irgend etwas nicht stimmt. Dieser große, sonst so fügsame Junge ist ja heute widerspenstig wie ein Bock. Da ist vielleicht etwas Nachgeben am Platze.

Er erhebt sich also aus seiner liegenden Stellung und klopft dem anderen freundschaftlich derb auf die Schulter.

„Bah, alter Junge! Wie kann man solch einen Wisch so tragisch nehmen!“

Aergerlich schüttelt Gunnar die Hand ab.

„Du wirst wohl selbst wissen, daß es unverantwortlich von dir war, mich zu jener unwürdigen Rolle zu überreden. Meinst du, ich hätte mich je dazu hergegeben, wenn ich gewußt hätte, daß du verlobt bist und wir auf der Waldburg mit deiner Braut zusammentreffen würden?“

„Nein!“ erwidert Henrik mit brutaler Offenheit.

„Na also! Hältst du dein Benehmen für korrekt?“

„Nein.“

„Zum Teufel auch! Wozu hast du denn den ganzen Plan ausgeheckt? Denn bloß mir zuliebe — um mir einen Dienst zu erweisen —“

Henrik lacht.

„Hast recht, mein Lieber. Ich wollte meine eigenen Pläne dadurch fördern. Ich habe dir doch schon oft genug gesagt, daß ich der selbstsüchtigste Mensch auf dem ganzen Erdboden bin!“

„Ja, das hast du. Aber ich glaubte dir nicht. Jetzt freilich möchte ich wirklich beinahe —“

„Sprich ruhig weiter! Ich nehme dir nichts übel.“

„Ich verstehe dich nicht,“ fährt Gunnar kopfschüttelnd fort. „Dein Charakter ist für mich ein verschlossenes Buch. Doch davon später! Du hast gelesen —“ er deutet auf den Brief — „die Muter will verzeihen — aber die Tochter —“

„Pah! Auch diese Festung wird nicht uneinnehmbar sein!" lacht Henrik ironisch. „Vielleicht etwas schwerer zu erobern als die Alte! Immerhin —"

„Ich ersuche dich, Fräulein Arnholm bei deinen Witzen ein für allemal aus dem Spiel zu lassen!" fährt Gunnar mit ungewohnter Heftigkeit auf. „Nie wieder sollst du in meine Angelegenheiten eingreifen — das schwöre ich beim Andenken an meine Mutter." Sein Blick sucht das Bild über dem Kamin, dessen Augen den feierlichen Blick ernst zu erwidern scheinen. „Und nun —" fährt er ruhiger fort — „zu deiner Affäre!"

Henrik streckt gemächlich die Beine von sich und pafft eine große Rauchwolke durch die Nase.

„Hm! Wenn ich mich nun auch weigerte, über Fräulein Ekdal mit dir zu sprechen, wie du über —"

„Das ist ganz was anderes. Ich bespöttele dein Verhältnis zu der jungen Dame nicht. Im Gegenteil — ich denke und spreche sehr ernst darüber. Warum heiratest du Fräulein Ekdal nicht, zum Kuckuck?"

Henrik antwortet nicht; aber seine Lippen pressen sich so fest zusammen, daß sie aussehen wie eine gerade Linie.

„Liebst du sie denn nicht?"

Noch immer schweigt Henrik. Dann sagt er mit tiefer vor Erregung bebender Stimme:

„Du fragst, ob ich Ingrid Ekdal liebe? Ja. Ich liebe sie. Liebe sie leidenschaftlich, rasend, bis zum Wahnsinn!"

Aus seinen Worten spricht eine verhaltene Glut. Gunnar blickt den Freund betroffen an. Und er gewahrt, daß er noch blasser ist als sonst, und daß seine tiefliegenden, für gewöhnlich so kalt blickenden Augen in einem seltsamen Feuer glühen.

Und rasch gewinnt das Mitleid in Gunnar wieder Oberhand. Und die Freundschaft, die ihn seit so vielen Jahren mit Henrik verbindet.

„Du hast Sorgen," sagt er herzlich. „Wir waren doch immer gute Freunde. Weshalb schenkst du mir in deiner Herzensangelegenheit kein Vertrauen?"

Henrik wendet den Kopf etwas zur Seite, als meide er den klaren, offenen Blick des Freundes.

„Ich würde dir vertrauen, aber — es geht nicht."

„Wieso geht es nicht?"

„Das kann ich dir nicht sagen. Kann dir nicht sagen, weshalb ich Ingrid in nächster Zeit noch nicht heiraten will —"

„Du willst sie noch nicht heiraten? Weiß sie es?"

„Sie weiß es."

„Und ist einverstanden damit?"

„Ja. Denn es besteht noch ein Hindernis."

„Ist dies Hindernis Geldmangel?"

„Zum Teil."

Gunnar lehnt sich in seinen Klubsessel zurück und überlegt einige Sekunden. Dann reicht er dem anderen mit dem ihm eigenen Freimut die Hand.

„Ich werde vielleicht deine Freundschaft in nächster Zeit noch mehr in Anspruch nehmen als sonst, alter Junge. Ich verdoppele hiermit dein Gehalt. Auch habe ich in meinem großen Hause Ueberfluß an Zimmern. Du kannst mit deiner jungen Frau eine ganze Etage beziehen. Einverstanden?"

Henrik blickt finster vor sich hin, erwidert aber nichts.

„Nun?" fragt Gunnar verwundert.

„Hm — ich zögerte mit der Antwort, weil ich nicht gleich die passenden Worte finden konnte, um dein großmütiges Anerbieten — abzulehnen!"

„Wie —? Du lehnst meinen gut gemeinten Vorschlag ab?"

Der andere zuckt die Achseln.

„Ich muß es tun. Denn selbst mit vierundzwanzigtausend Kronen im Jahr mag ich keine Familie gründen. Im übrigen — besten Dank für deine gute Absicht!"

Und, als sei nichts geschehen, zündete er sich mit der gleichmütigsten Miene der Welt eine neue Zigarette an.

XXI.

Ingrids Gewissen meldet sich.

Ende November ist es . . .

Vor ein paar Wochen ist Madame Arnholm mit ihrer Tochter und Ingrid nach Kopenhagen übergesiedelt. Am Frederikspark, der vornehmsten Gegend der Stadt, wo auch das verstorbene Fräulein Engstraat ihre Wohnung hatte, hat sie eine hübsch möblierte Etage gemietet. Vorläufig für ein Vierteljahr.

Von hier aus soll Gerda in die Kopenhagener Gesellschaft eingeführt werden.

Die verschiedensten Jugendbekannten des verstorbenen Professors Sven Arnholm, von denen die Witwe nach ihrer Verarmung nichts mehr gesehen oder gehört hatte, entsinnen sich plötzlich wieder ihres verstorbenen „guten, lieben Professors", als sie hören, daß seine Damen eine große Erbschaft gemacht haben, und sie beginnen sich einzufinden. Einladungen fliegen ins Haus. Luxuslimousinen halten vor dem Tor. Man findet Gerda Arnholm, die junge, reiche Erbin, „reizend, entzückend, scharmant" und freut sich ungemein, die „liebe, gute, unvergessene Witwe des hochprominenten Professors" wieder da zu haben.

Zwar zuckt Madame Arnholm bei all diesen Freundschaftsbeteuerungen die Achseln; aber sie weist sie nicht zurück. Gerda muß in die große Welt eingeführt, muß umschwärmt werden. Wer weiß, wie die Sache mit Gunnar Cederström abläuft. Und mit dem unglückseligen Testament. Man muß vorsorgen.

So verhält sie sich abwartend. Nimmt vorläufig keine der Einladungen an. Oeffnet auch ihr Haus noch nicht für Gäste. Erst sollen die beiden Mädchen — denn sie hat Ingrid bei sich behalten, teils aus Gutherzigkeit, teils aus Gewissensangst — offiziell in die Gesellschaft eingeführt werden. Das Weitere ergibt sich dann von selbst. Vielleicht — nein hoffentlich — bahnt sich die Sache zwischen Cederström und Gerda wieder an! Bis jetzt darf noch niemand seinen Namen in ihrer Gegenwart nennen. Und auch er selbst hat noch nichts von sich hören lassen, obgleich Madame Arnholm ihm schriftlich von ihrer erfolgten Uebersiedlung Mitteilung gemacht hat.

Zwischen den drei Damen herrscht seit jenem Brief Cederströms ein seltsames Verhältnis.

Gerda, die kleine, sonst stets lustige Gerda, ist still und zugeknöpft; sie kann es der Mutter nicht verzeihen, daß sie durch ihre Einladung jenes Mannes nach der Waldburg ihm gewissermaßen indirekt Veranlassung gegeben hatte zu seinem unverantwortlichen Benehmen. Ingrid wieder, die sonst so stolze, abweisende, zeigt eine von Tag zu Tag steigende Erregung. Und Madame Arnholm vermag nicht, durch ihre sonstige Liebenswürdigkeit und Güte die Ungleichmäßigkeiten zu überbrücken, da auch ihr soviel im Kopf herumgeht.

So leben die drei Frauen nebeneinander her. Jede für sich. Und jede beladen mit Sorgen und Gewissensqualen.

Besonders Ingrid leidet seelisch tief. Henrik hat seine Drohung wahr gemacht. Da sie bis jetzt fest blieb und ihm das Testament nicht auslieferte, hat er nichts mehr von sich hören lassen. Jede Verbindung zwischen den beiden Gatten ist momentan abgeschnitten, obgleich jedes von beiden von Sehnsucht verzehrt wird nach dem anderen. Aber Henrik ist ein „Mann von Eisen". Und in Ingrid wühlt das Gewissen, so daß sie sich zu dem gewünschten Schritt nicht entschließen kann.

Aber diese ungestillte Sehnsucht, diese Angst und Gewissensqualen wirken verheerend auf ihren Körper. Auch äußerlich.

— — — — — — — — — —

Der Tag ist gekommen, an dem die beiden jungen Mädchen in die Gesellschaft eingeführt werden sollen. Am Winterfest des „Klubs der Prominenten" ist es, zu dem nur die erste Gesellschaft Kopenhagens Zutritt hat.

Zu Madame Arnholms freudiger Ueberraschung hat Gerda Interesse für das Fest gezeigt. Sie war voll Begeisterung bei den verschiedenen nötigen Einkäufen. Sie suchte sich selbst in einem der ersten Konfektionsgeschäfte ein kostbares goldfarbenes Voilekleid mit zarter Spitzengarnierung aus. Und beginnt wieder, mehr der früheren, harmlos heiteren kleinen Gerda zu gleichen. Sie müßte ja auch nicht das durch und durch an Leib und Seele gesunde Mädel sein, wenn sie ewig der dummen Geschichte mit Gunnar nachtrauern wollte — denkt die Mutter befriedigt. Und ahnt nicht, daß ihr Kind sich, ohne sich richtig klar darüber zu sein, gewissermaßen im Unterbewußtsein, für Gunnar Cederström schmücken will. Nicht, um ihm zu gefallen, sondern um ihm zu imponieren. Um ihm zu zeigen, daß sie sich gar nichts aus ihm macht, daß sie hübsch und elegant genug ist, auch bei anderen Männern Wohlgefallen zu erregen.

Ingrid dagegen verhält sich völlig gleichgültig gegen das heutige Fest. Sie kann nicht annehmen, Henrik dort zu treffen. Wünscht es auch kaum. Und alles andere interessiert sie nicht.

Trotzdem — aus Rücksicht für Madame Arnholm und um sie nicht zu kränken, will sie mitkommen. Hat sie sich sogar bewegen lassen, sich ein neues Gesellschaftskleid anzuschaffen — seegrüne Seide mit weißer Perlenstickerei. In dem sie genau wie eine Nixe aussieht — „geradezu bezaubernd!" wie Gerda bei der Anprobe bewundernd ausruft. Worüber Ingrid nur bitter lächelt: denn: „Für wen? Für wen?" schreit ihre Seele unter tausend Qualen und Sehnsüchten.

Heute nun ist großer Trubel im Hause der Madame Arnholm. Kaum eine Viertelstunde steht die Glocke still. Schneiderin, Friseuse, Maniküre, Kammermädchen, Diener — alles läuft um die Wette, um den heutigen Abend für die beiden jungen Damen zu einem großen Erfolg zu machen.

Ingrid stößt dieser ganze Aufwand ab. Sie hat wieder einmal Kopfweh — woran sie seit einiger Zeit öfters leidet — und außerdem noch ein ganz eigenartiges Gefühl in der Herzgegend, das ihr das Atmen schwer macht. So daß sie sich nach frischer Luft, nach einem Spaziergang im Frederikspark sehnt.

„Nimm Dina mit!" sagt Madame Arnholm gütig, als Ingrid ihr den Wunsch mitteilt. „Ich kann sie schon eine Stunde entbehren."

Doch Ingrid schüttelt schweigend den Kopf. Sie will allein sein. Und geht.

Langsam spaziert sie durch den Park. Ihre Bewegungen sind matt, träge. Um die großen Augen ziehen sich tiefe, bläuliche Schatten. Die Wangen zeigen keinen Hauch von Röte. Selbst die sonst so frischen Lippen haben ihre Farbe verloren.

Doch bald beginnt die Stille des Parks sie zu beängstigen. Ihre vorherige Sehnsucht nach Ruhe schlägt ins Gegenteil um. Fast wie eine Furcht vor dem Alleinsein überfällt es sie. Ach, Menschen! Menschen!

Sie verläßt den Frederikspark und biegt in eine Straße ein — eine lebhafte Geschäftsstraße, durch die das ganze großstädtische Leben pulsiert. Bleibt hier an einem Schaufenster stehen, mustert dort ein besonders auffallendes Reklameplakat. Alles wie mechanisch, ohne eine Spur von Freude oder Interesse.

Manch Augenpaar folgt ihr — teils bewundernd, teils von Teilnahme. Sie achtet nicht darauf. Ihr ist, als sei in ihr alles tot. Und sie wandele als automatenhafte Puppe unter lebenden Menschen.

Ingrid Ekdal ist noch immer schön. Aber ihre Schönheit ist eine andere geworden; sie erscheint durchgeistigter, edler — aber auch unirdischer. Die melancholischen Augen, der schmerzliche Zug um den Mund verraten dem schärferen Beobachter schweres körperliches Leiden oder tiefe Seelenqualen.

Weiter schlendert sie — immer weiter. Ziellos, planlos. Bis sie nicht mehr kann. Kaum tragen sie mehr ihre Füße. Ein neues, ganz ungewohntes Gefühl bemächtigt sich ihrer — ein Pressen und Stechen in der Brust, das ihr fast den Atem raubt.

Plötzlich stößt sie einen leisen Schrei aus und greift nach dem Herzen. Ihr ist, als stoße eine unsichtbare Faust ihr ein Messer in die Brust.

Der Schmerz schwindet sofort. Doch gleich darauf wiederholt er sich. Und wieder und wieder — —

Jetzt ist sie fast unfähig, sich zu bewegen. Verzweifelt klammert sie sich an einen Laternenpfahl. Vor ihren Augen liegt es wie ein dichter Nebel. Ihre Lippen färben sich bläulich. Große Schweißtropfen perlen auf ihrer Stirn.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, Sie sind leidend. Kann ich etwas für Sie tun?"

Wie aus weiter Ferne treffen die liebevollen Worte an ihr Ohr.

„Ich — ich möchte nach einer Apotheke," bringt sie mit Anstrengung hervor.

„An der nächsten Ecke ist eine Apotheke. Darf ich Sie geleiten? Mein Name ist Nikolas — Doktor Nikolas."

Sie nickt und nimmt den ihr höflich gebotenen Arm.

Vor der Apotheke will der Fremde, ein älterer, wohlwollend aussehender Herr, den Hut ziehen und sich entfernen. Als er jedoch sieht, daß seine Begleiterin wie ein Rohr hin und her schwankt, geht er mit hinein und läßt beruhigende Tropfen für sie geben.

„Hier, mein Fräulein! Dreimal am Tage vor dem Essen! Sollten die Anfälle nicht nachlassen, würde ich Ihnen dringend raten, einen Arzt zu konsultieren. Derlei Sachen sind nicht leicht zu nehmen."

Ingrid stutzt. Sie entsinnt sich, daß ihre Mutter jung am Herzschlag starb.

„Ich kenne keinen Arzt hier," stammelt sie. „Wir wohnen am Frederikspark; sind erst hergezogen. Ach da kommt es schon wieder, dies Stechen und Wühlen — oh, oh!"

Kurz entschlossen winkt Doktor Nikolas einem Auto und fährt mit ihr nach seiner Wohnung in der Oestergade.

„Meine Sprechstunde ist zwar vorbei, mein Fräulein. Aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen beizustehen.“

Seine scharfen und doch milde hinter der großen Hornbrille hervorfunkelnden Augen richten sich forschend auf das totenblasse Mädchengesicht vor sich.

„Sie litten vorhin an einem Herzkrampf, dessen Symptome Sie vielleicht beunruhigen. Ich werde jetzt eine Untersuchung vornehmen und Ihnen danach die nötigen Anweisungen geben.“

Schweigend entkleidet sich Ingrid. Sie fühlt selbst, daß irgend etwas geschehen muß; kaum ist sie mehr imstande, sich aufrecht zu halten.

Der Arzt untersucht genau und meint dann tröstend:

„Ihr Leiden ist nicht so schlimm, wie Sie nach den Symptomen vielleicht befürchteten — wenigstens zur Zeit noch nicht bedenklich. Ein organischer Herzfehler liegt nicht vor, obgleich Ihr Herz dazu neigt. Aber der Herzmuskel ist sehr geschwächt — wie es scheint, durch seelische Aufregungen. Beantworten Sie mir, dem Arzt, offen eine Frage: Sind Sie glücklich?“

„Glücklich? Nein!“

Fast wie ein Schrei ringt es sich von Ingrids Lippen. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

Der erfahrene Arzt und Seelenkenner weiß genug.

„Ihre ganze Krankheit spiegelt sich in dem einen Wort wider,“ fährt er mit tiefem Ernst fort. „Suchen Sie glücklich zu werden — und Sie werden gesund sein. Sie sind eine empfindsame Natur. Die Last Ihres Kummers ist zu schwer für Ihr geschwächtes Herz. Vergessen Sie Ihre Sorgen, welcher Art sie auch sein mögen! Erheben Sie sich über dieselben! Vermögen Sie dies nicht, so stehe ich für nichts. Ich werde Ihnen jetzt ein Rezept aufschreiben, das für kurze Zeit einem ähnlichen Anfall vorbeugt. Doch denken Sie immer daran: die einzige dauernde Medizin können Sie sich nur selbst schaffen — Ruhe, Zufriedenheit, Glück! Der Arzt ist in solchen Fällen machtlos!“

Ingrid dankt dem freundlichen Arzt, bezahlt sein Honorar, steigt in das unten noch harrende Auto und will nach Hause fahren. Da fällt ihr ein, daß sie das Rezept noch zur Apotheke bringen muß. Sie läßt das Auto wenden, wartet in der Apotheke, bis die Arznei fertig ist — alles wie im Traum.

Dann fährt sie nach Hause. Und sie gewahrt, wie bereits ein anderes Auto vor dem Tor hält.

Um zu ihrem Zimmer zu gelangen muß sie an dem Empfangssalon vorbei, dessen breite Flügeltüren nur angelehnt sind.

Gerade hört sie Madame Arnholm sagen:

„Ja, Herr Baron von Cederström, die Mädchen werden sich gewiß freuen!“

Da huscht Ingrid rasch vorbei in ihr Zimmer. Oh, nur niemand jetzt sehen! Nein, nein!

XXII.

„Ich hoffe und harre!“

Ein paar Stunden später klopft Gerda an Ingrids Tür.

„Ingrid! Das Auto steht schon unten!“

„Gleich! Komm nur herein!“

Heiter trällernd tanzt Gerda über die Schwelle — eine duftige Wolke weißer Spitzen auf leuchtendem Goldgrund. Bei Ingrids Anblick erstirbt der frohe Singsang auf ihren Lippen.

„Was ist dir, Ingrid? Du siehst so blaß aus! Das matte Grün ist unvorteilhaft für dich! Leg doch etwas Rot auf! Auch auf die Lippen! Hier!“

Und schon hält sie der Freundin den Lippenstift hin.

„Nein, danke!“ wehrt diese ab. „Es ist gut so.“

„Warum? Wenn man in Gesellschaft geht, soll man sich so hübsch wie möglich machen. Ich habe sogar ein bißchen Rot auf den Backen. Guck mal! Du merkst es gar nicht, wie?“

Ingrid sieht gar nicht hin. Ihr ist das alles so gleichgültig.

„Bist du krank, Ingrid?“

„Nein.“

„Aber du siehst so aus! Wenn wir lieber zu Hause bleiben wollen, sag's nur! Im Grunde genommen ist mir's auch recht. Ich habe der Mutter eben erst gesagt, daß ich den Menschen nicht sehen will. Und tanzen mit ihm nun schon gar nicht.“

„Von wem sprichst du, Gerda?“

„Na, natürlich von diesem unausstehlichen Cederström! Von wem denn sonst? Heute nachmittag war er hier. Daß der noch die Frechheit hat, in unser Haus zu kommen, nachdem — — und denke dir, Mutter hat ihn freundlich begrüßt, anstatt ihm die Tür zu weisen. Er ist heute abend auch auf dem Fest im Klub —“

„Kommt, Kinder! Kommt!“ schallt Madame Arnholms Stimme von unten herauf. „Höchste Zeit!“

Ingrid ist noch um einen Schatten blasser geworden. Sie sieht direkt beängstigend aus.

„Baron von Cederström ist heute auch dort, sagst du?“ stößt sie atemlos heraus. „Und — und —“

„Voraussichtlich auch sein Schatten — Henrik Scott,“ vollendet Gerda lachend.

Eine heiße Blutwelle ergießt sich über Ingrids soeben noch geisterhaft bleiches Gesicht.

„Ah, das freut dich!“ jubelt die Kleine und klatscht in die Hände. „Gott sei Dank ! Du bist jetzt immer so kalt, so still, so interesselos! Endlich wieder ein bißchen Leben, ein bißchen Wärme! Jetzt brauchst du auch keine Schminke mehr und keinen Lippenstift! Wie schön du aussiehst, Ingrid! So rote Backen und so glänzende Augen! Da werde ich mich wohl verkriechen müssen, ich kleines Gänseblümchen! Macht nichts! Ich stehe gern zurück wenn du nur wieder froh bist! Ja, wenn man in einer Viertelstunde den Geliebten wiedersieht —“

Sie stockt plötzlich. Und auch ihre Wangen röten sich heiß. Sie fühlt es, wendet hastig den Kopf weg und stampft ärgerlich mit den fein beschuhten Füßchen den Boden.

„Nun komm aber!“

Hand in Hand springen beide Mädchen die Treppe hinunter. Rasch hängt der Diener ihnen noch die Umhänge über. Dann hinein ins Auto, in dem Madame Arnholm, in pompöser silbergrauer Toilette, schon ungeduldig wartet.

Als die drei Damen bald darauf das blumengeschmückte Vestibül des Klubhauses betreten, empfängt sie lebhaftes Stimmengewirr. Fast alle sind bereits anwesend.

Das flutet durch die Säle und Gänge gleich einer bunten Schlange. Und blendet in seiner Farbenpracht das Auge. Betäubt Ohr und Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

FÜR DIE PRAXIS

Spreukorb

Kurzstroh, Häcksel und Spreu (Kaff) sind unbequem im Betrieb zu befördern. Weidenkörbe verschleißen schnell und werden auf die Dauer teuer. Sie sind auch unhandlich. Gewöhnliche Säcke erfordern viel Zeit zum Füllen. Einschlagtücher verursachen in Ställen oder in der Futterkammer Streuverluste, weil sie das lockere Material beim Hinlegen seitlich nicht umhüllen. Gute Erfahrungen hat Dr.



E. Schmidt-Großwelsbach dagegen mit einem selbstgefertigten Spreukorb aus Sackleinewand gemacht. Er besteht, wie die Abbildung zeigt, aus einem Holzrahmen von 84 Zentimeter Länge und 42 Zentimeter Breite und 2 aneinander genähten Soyaschrotsäcken. Er ist leichter als die üblichen Spreukörbe aus Weidengeflecht und faßt trotzdem etwa die Hälfte mehr an Inhalt. Wie Dr. Schmidt in den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft mitteilt, „ist es nicht praktisch, ihn größer zu wählen, da man sonst beim Tragen auf Treppen und Gängen anstoßen würde. Die vordere Querleiste ist etwas stärker und hat in der Mitte eine ovale Oeffnung zum Anfassen. Damit sich der Korb gut trägt und beim Füllen stehenbleibt, ist an der vorderen Leiste innen noch ein flaches Brett senkrecht angebracht, das beim Tragen auf den Rücken des Trägers zu liegen kommt. Wie man das Rückenbrett und den Griff zum Tragen anbringt, ist an sich gleichgültig. Die von mir gewählte Art hat den Vorteil, daß man den aus zwei alten Soyaschrotsäcken zusammengenähten Sack einfach von unten her in den Rahmen einschiebt, den Saum des Sackes um den Holzrahmen legt und wieder an den Sack festnäht. Die unteren Ecken des Tragsackes sind etwas abgenäht, weil man sonst mit ihnen beim Tragen hängenbleiben könnte; auch würde man beim Entleeren Schwierigkeiten haben. Der Tragsack ist vor allen Dingen zum Häckselholen ein vollwertiger Ersatz des Weidenkorbes."

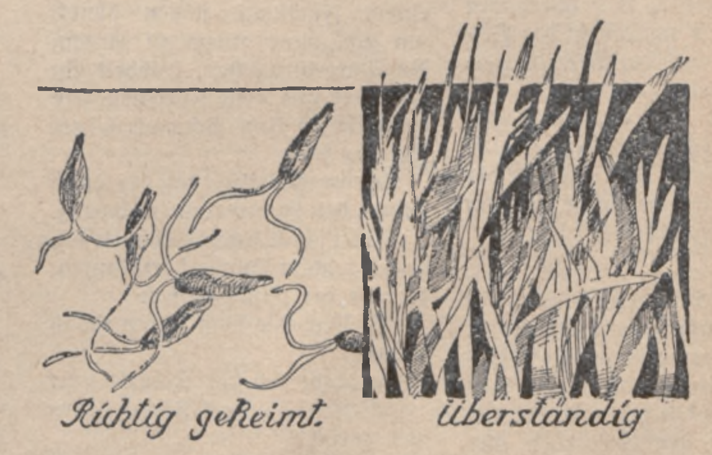
Arbeiten im Dezember

Der Winter hat in Bäumen und Sträuchern die Säfteströme zur Ruhe gebracht. Daher ist der Winter die Zeit des Baumschnittes. Man beginne aber nicht zu früh damit, weil sonst die offenen Schnittflächen das Holz zu tief austrocknen lassen. Der Schnitt im Februar wird demjenigen im Dezember vorgezogen. Offene Wunden an den Bäumen werden ausgeschnitten und mit Lehm verstrichen. Der Boden unter den Bäumen wird umgegraben, solange er noch nicht hartgefroren ist. Bei Spalieranlagen wird eine Düngerschicht flach eingegraben als Frostschutz für die Wurzeln. Das Gartenland muß dagegen vor Eintritt strengen Frostes in rauher Scholle umgegraben sein, damit die Kälte tief eindringen und den Boden zermürben kann; gleichzeitig wird dadurch der Winterfeuchtigkeit ermöglicht, gut einzudringen. Selbst wenn der Boden bereits mit einer schwachen Frostkruste überzogen ist, die mit der Pickelhacke aufgebrochen werden muß, läßt sich diese Grabarbeit noch vorteilhaft durchführen. Im Winter läßt man auch dem Komposthaufen die Hauptpflege angedeihen. Er wird besonders gut, wenn die scharf durchgefrorenen äußeren Schollen nach innen kommen und das außen aufgeschichtete Innere ebenfalls durchfriert. Der Frost in Zusammenarbeit mit stärkerer Durchlüftung fördert die Zersetzung.

Die Geflügelzüchter trennt der Dezember in zwei Lager. Sie sind zahlenmäßig sehr ungleich. Die Mehrzahl klagt über hohe Futterkosten und wartet vergeblich darauf, daß die Hennen wieder zu legen beginnen. Das sind die Leute, die nicht rechtzeitig für eine leistungsfähige Rasse gesorgt haben, die ihre Hennen zu alt werden lassen und sie häufig noch bei ganz unsachgemäßer Haltung ruhig durchfüttern und geduldig darauf warten, ob sie zu Weihnachten vielleicht ein frisches Ei bekommen. Im anderen Lager stehen die nachdenkenden Züchter, die den Fortschritt suchen und sich ihm erschließen. Sie haben durch Frühbruten, durch zweckmäßige Fütterung und Haltung dafür gesorgt, daß ihre Junghennen schon im November legen. Ihnen kommen jetzt die höchsten Eierpreise des Jahres zugute, während die anderen die Einnahmen des Sommers zubuttern müssen. Der Dezember erfordert vom Geflügelzüchter den Kampf gegen die Kälte durch Warmhalten des Stalles und durch wärmeerzeugendes Futter. Im Stall darf auf keinen Fall Zugluft herrschen oder Feuchtigkeit eindringen. Daher sind bei Schneetreiben die Sackvorhänge an der Südwand zu schließen. Nicht trockene Kälte, sondern feuchte Kälte führt zu Frostschäden; daher ist die Unterbringung von Hühnern in Großviehställen so gefährlich. Auch im Winter muß für gute Stallüftung gesorgt werden, damit die durch die scharfen Ausdünstungen der schlafenden Tiere verdorbene und feuchtgemachte Luft genügend abziehen kann. Schlechte, feuchte Luft in den Ställen begünstigt die Entwicklung gefährlicher Krankheiten, vor allem der Tuberkulose und Diphtheritis. Auch im Winter müssen die Hühner so oft und so lange wie möglich ins Freie. Wo ein schneefreier Scharraum fehlt, muß nach jedem Schneefall die windgeschützte Seite des Hofes freigefegt werden. Wo Weichfutter gefüttert wird, sollte man es warm geben, und mit Buttermilch angesetzt. Etwas Fleisch in Form von Fisch- oder Kadavermehl darf darin nicht fehlen. Das Körnerfutter soll zur Hälfte aus Mais bestehen, da er fettreich ist und wärmt. Auch Grünfutter sollte nicht fehlen. — Tauben sind besonders bei weichem Wetter in der Ernährung noch kurz zu halten, damit die Brütlust nicht zu früh ausbricht.

Keimhafer

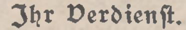
Grünfutter ist in der Geflügelhaltung auch im Winter unentbehrlich. Seine Beschaffung macht aber manchem Geflügelhalter Kopfzerbrechen. Die Küchenabfälle reichen nicht aus, und Runkelrüben sowie Möhren vermehren das stickstoffreie Futter vielleicht in unerwünschter Weise. In der Herstellung von Keimhafer ist dagegen ein erwünschter Ausweg aus den Grünfutterschwierigkeiten gegeben. Keimhafer kann ohne Zuhilfenahme besonderer Einrichtungen in jedem warmen Raum mit Zementfußboden hergestellt werden. Er wird in dünner Schicht ausgebreitet und mit warmem Wasser mehrfach, je nach Bedarf, übergossen. Damit die Schicht gleichmäßig feucht bleibt, wird öfteres Umschaufeln empfohlen. Es darf die Keimung des Hafers nicht zu weit ausgedehnt werden. Der Keimhafer soll



verfüttert werden, sobald sich Keime etwa von der Länge des Haferkornes selbst gebildet haben. Läßt man die Keime länger wachsen bis sie grün werden, dann verfilzt sich die ganze Masse derartig, daß die Verfütterung schwierig wird und sich auch nicht mehr so sparsam durchführen läßt. Schwach gekeimten Hafer dagegen kann man ohne weiteres dem Weichfutter zusetzen. Andere Züchter ziehen es vor, ihn allein aus dem Futtertrog zu füttern. Man soll den Keimhafer vor dem Füttern nicht trocken werden lassen. Die geringe Mühe seiner Herstellung macht sich gut bezahlt.



Lies und Lach'!





Du warst krank, seit wann hast du gefehlt? — Seit dem siebenjährigen Krieg, Herr Lehrer.

*

Schatz, wenn wir verheiratet sind, werden wir alle Sorgen miteinander teilen. — Ich hab doch gar keine. — Ich sagte ja, wenn wir verheiratet sind.

Ihr Verdienst.

„Den Preis des neuen Kostüms habe ich mir selbst verdient", sagte die junge Hausfrau.

„Selbst verdient?"

„Ja, ich habe meinem Mann das Rauchen und Trinken abgewöhnt..."

*



Humor der Woche.

„Ich glaube, der Chef interessiert sich für mich — er hat mich heute gefragt, ob ich hier arbeite!"

Alpdruck.

„Heute nacht hatte ich einen schrecklichen Traum. Ich träumte, ich wäre Engländer."

„Aber das ist doch gar nicht so schlimm!"

„Ja, mein Lieber, du mußt aber wissen, daß ich nicht ein Wort Englisch kann."

*

Erfolgreiches Inserat.

„Glauben Sie, daß überhaupt jemand die Annoncen in der Zeitung liest?" wird der Besitzer eines Juwelierladens gefragt.

„Und ob! Vor einigen Tagen suchte ich durch eine Anzeige einen Nachtwächter — und schon in der nächsten Nacht wurde in meinem Geschäft eingebrochen."

*

Störung.

Meyer kommt zum Hauswirt. „So geht das nicht weiter", sagt er, „die Leute, die über mir wohnen, klopfen jeden Abend bis 23 Uhr auf den Fußboden und trampeln mit den Füßen, daß die Wände zittern."

„Unerhört", schüttelte der Hauswirt den Kopf, „und Sie können dabei natürlich nicht arbeiten?"

„Das sowieso", nickt Meyer. „Aber vor allem kann ich bei dem Krach nicht ordentlich Waldhorn blasen."

*

Der Hypochonder.

„Pappi, was ist eigentlich ein Hypochonder?"

„Ein Hypochonder ist ein Mensch, der sich nur wohl fühlt, wenn er sich schlecht fühlt."

*

Der Hummer und der Hund.

Ein Schotte geht über den Fischmarkt.

Als er einen Augenblick vor einem Fischstand stehen bleibt, um sich, ohne etwas zu kaufen, die Ware anzusehen, krabbelt ein Hummer aus dem Körbchen und beißt sich in dem Schwanz seines Hundes fest.

Schmerzgepeitscht rast der Hund davon, den Hummer am Schwanz.

Schon schickt sich der Schotte an, hinter seinem Hunde herzulaufen, da ruft der Fischhändler:

„Pfeifen Sie doch Ihren Hund zurück!!"

Da dreht sich der Schotte um: „Pfeifen Sie doch Ihren Hummer zurück!!"

*

Die Macht der Gewohnheit.

Der Notar sitzt am Krankenbett des Klienten, der sein Testament machen will.

„Und welches sind also Ihre letzten Wünsche?"

„Tja, Herr Notar... da fragen Sie am besten meine Frau!"

*

Geliebt.

Erich ist in Erika sehr verliebt. Auf dem Wege zu ihr trifft er ihren kleinen Bruder.

„Herr Erich, meine Schwester weiß schon, daß Sie kommen."

„So?" fragt Erich glückselig.

„Ganz bestimmt, — sie ist eben fortgegangen!"

*

Der Meckerer.

„Scheußlich. Der Arzt hat mich genau untersucht und nicht das geringste gefunden."

„Dann sei doch froh!"

„Das sagst du so. Aber ich hab' doch nun die zehn Mark glatt zum Fenster rausgeschmissen."

*

Er kann's.

Ein Pariser, ein New-Yorker und ein Berliner renommieren mit der Größe der Warenhäuser ihrer Heimatstädte. Der Pariser fängt an: „In Paris is eine Warenhaus, ein Kilometer lang, ein Kilometer hoch, ein Kilometer breit!" Jetzt legt der Amerikaner los: „Uell uir haben ein Uarenhaus so groß, wenn abends Mond kommt, muß abgenommen uerden Spitze von Haus, damit Mond vorbei kann!" Nun kommt Paule aus Berlin ran: „Is jarnischt! Wir haben ein Warenhaus, also wat soll ick da lange rumreden — da sind bei uns im zoloschen Jarten mal een Dutzend Löwen ausjebrochen, rin durch det jroße Tor in't Warenhaus, 14 Tage lang da Lehrlinge jefressen — hat keen Aas wat jemerkt..."

*

Nur immer die richtige Zeit.

„Wann kann ich Sie denn mal besuchen, um Ihre reizenden Zwillinge anzusehen, Herr Büchmann?" „Kommen Sie um drei Uhr nachts, da sind sie immer am lebhaftesten!"

*

Leerer Saal.

Der Freund: „Nun, mein Lieber, wurde dein Konzert in Zwickau mit Begeisterung aufgenommen?"

Der Tenor: „Ich habe so etwas noch nicht erlebt! Das Publikum war vollkommen weg..."

*

Der Kenner.

„Der Film ist nicht schlecht, Liebste, aber es gibt da Stellen, die zu stark belichtet sind."

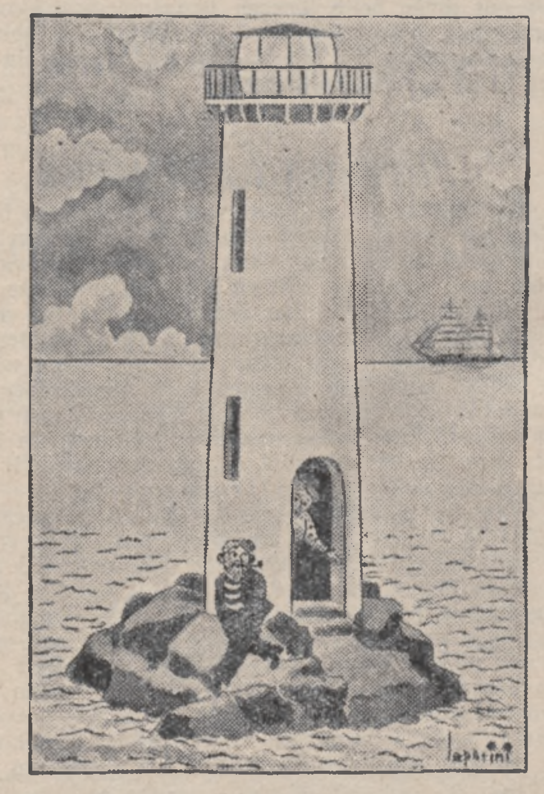
„Ja, zum Beispiel die Plätze, auf denen wir saßen."

*

Der Beweis.

„Warum glaubt denn Frau Schmitt, daß ihr Mann sie nicht mehr liebt?"

„Als er wegfuhr, benutzte er ein Flugzeug, als er wiederkam, den Personenzug."



Liebevolle Mahnung.

„Geh bloß nicht so weit, Hein... in 10 Minuten ist das Essen fertig!"

*

Umschau im Lande

Kattowitz

Zwei Unfälle in den Ferrumwerken

In den Betrieben der „Ferrum AG." in Zawodzie ereigneten sich zwei schwere Unglücksfälle. Gegen 12 Uhr erlitt in der Dreherwerkstatt Franz Woitschek während der Arbeit einen komplizierten Leistenbruch. Der zweite Unfall ereignete sich gegen 1 Uhr in der Tischlerwerkstatt. Der Arbeiter Friedrich Huszki geriet mit einer Hand in das Getriebe einer Hobelmaschine. Obwohl die Maschine von Mitarbeitern sofort abgestellt wurde, erlitt der Unglückliche erhebliche Quetschungen. Mit dem Auto der Rettungsbereitschaft wurden beide ins Brüderkloster Bogutschütz geschafft.

Königshütte

Zu Tode verbrüht

In der Familie Gorecki auf der Ogrodowa 19 ereignete sich ein tragischer Unglücksfall. Das dreijährige Töchterchen Irene kam einem Behälter mit kochendem Wasser zu nahe, der plötzlich umstürzte und mit dem Wasser das Kind verbrühte. Mit schweren Verbrühungen wurde das Kind ins Krankenhaus eingeliefert, doch gelang es nicht mehr, das Mädchen am Leben zu erhalten.

An die falsche Adresse geraten

Auf der Mieleckiego gerieten der Georg Ryschka von der Cmentarna 24 und der Gerhard Rohn von der Bogdaina 16 in angeheitertem Zustand mit dem Paul Goworek aus Lipine in einen Streit. Ryschka hatte einen Ochsenziemer bei sich, mit dem er auf Goworek einschlug. Die Angreifer hatten sich aber stark verrechnet. Goworek, ein ehemals bekannter Boxer, ließ sich durch die Gegner nicht einschüchtern und ging sofort zum Gegenangriff über. Er entriß dem Ryschka den Gegenstand und bearbeitete ihn so lange damit, bis er bewußtlos liegen blieb und ins Krankenhaus geschafft werden mußte. Sein Freund Rohn hatte es vorgezogen, inzwischen zu verschwinden.

Um ein Kind

Frau Berta Nikita aus Königshütte, Bytomska 19, meldete der Polizei einen interessanten Fall. Im Jahre 1924 nahm ihr Mann Alfons Bocianek, mit dem sie nicht zusammen lebte, auf illegale Weise ihr Töchterchen weg, und hielt es bis zu seinem Tode bei sich. Als er in vorigem Jahre starb, nahm sein Bruder, Josef B., das Kind zu sich und gab es nicht mehr heraus. Vor dem Landgericht Königshütte fanden in dieser Angelegenheit in den Jahren 1928 bis 1933 mehrere Verhandlungen statt; bis das Gericht der Mutter das Recht auf ihr Kind zusprach. Vor einiger Zeit begab sie sich mit einem Gerichtsvollzieher zu Bocianek, um das Töchterchen zu holen. Bocianek sagte jedoch dem Gerichtsvollzieher, daß ihm das gerichtliche Urteil nicht maßgebend sei und er das Kind behalten werde. Der Frau Nikita wolle er überdies die Knochen brechen. Der Fall dürfte in Kürze wieder vor Gericht verhandelt werden.

Godullahütte

Mit dem Messer verletzt

Im Flur des Hauses Schaffgotstraße 13 kam es zwischen dem 25jährigen Stefan Fila aus Godullahütte und dem 22jährigen Konstantin Wawoczny aus Schlesiengrube zum Streit. Plötzlich zog Fila das Messer und verletzte damit seinem Gegner so schwer, daß er ins Hüttenlazarett gebracht werden mußte.

Schwientochlowitz

Eine unheimliche Schlägerei

Im Hofe des Hauses Langestraße 26 kam es zu einer schweren Schlägerei. Drei Mann überfielen kurz nach Mitternacht die heimkehrenden Stefan Pawlak, Thomas Siebert, Johann Ring und Josef Bujak. Man bearbeitete sie mit Knüppeln und Messern. Siebert erlitt schwere Verletzungen im Gesicht und an der linken Hand, und Ring am Kopf und ebenfalls an der linken Hand, so das beide ins Königshütter Knappschaftslazarett gebracht werden mußten. Pawlak erhielt einen schweren Schlag mit einem Ziegel auf den Kopf und Bujat wurde im Gesicht erheblich verletzt. Zwei Polizeibeamte schufen schließlich Ordnung. Sie verhafteten den Viktor Fussek und den Gerhard Pakula aus Schwientochlowitz, die den Ueberfall angestiftet hatten, während der dritte Beteiligte entkommen konnte.

Janow

Durch ein Plätteisen ein ganzes Haus niedergebrannt

In Janow brach im Hause Skolna 4 ein schwerer Brand aus. Beim Plätten fing die Schürze einer gewissen Marie Kulawik Feuer. Erschreckt riß die Frau die Schürze herunter und warf sie auf einen Wäschekorb, der bald von den Flammen erfaßt wurde. Das Feuer griff auf die Gardinen über und breitete sich dann über die ganze Wohnung aus. Als die Feuerwehr erschien, hatte der Brand inzwischen auf das ganze Haus übergegriffen, das ein Raub der Flammen wurde. Die Frau, die durch das Unglück kopflos geworden war, erlitt Brandwunden an den Händen und im Gesicht. Die Verletzungen sind zum Glück nicht sehr schwer. Der Hausbesitzer Thomas Kulawik war mit über 11 000 Zloty versichert.

Morgenroth

Kind aus dem Fenster gestürzt

In Abwesenheit der Eltern machte sich die 5jährige Christiane Dadok am Fenster der im zweiten Stock gelegenen elterlichen Wohnung in Morgenroth auf der Przedtorza 5 zu schaffen. Plötzlich verlor das Mädchen das Gleichgewicht und stürzte auf die Straße hinab. Man erwartete kaum noch, daß das Kind nach diesem Sturz aus so großer Höhe am Leben bleiben würde. Nach kurzer Zeit kam das gestürzte Mädchen wieder zu sich. Es wurde ins Krankenhaus nach Godullahütte gebracht, wo festgestellt wurde, daß das Mädchen lediglich einen Bruch des rechten Beines und unbedeutende Verletzungen am Kopf erlitten hatte.

Gottartowitz

Beim Baumfällen tödlich verunglückt

In den staatlichen Waldungen bei Gottartowitz hat sich ein schwerer Unglücksfall ereignet. Mehrere Arbeiter waren mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt, als plötzlich eine bereits angeschlagene Kiefer umstürzte und den 68jährigen Arbeiter Frank Heniek aus Gottartowitz am Kopfe traf. Der Holzfäller erlitt einen Schädelbruch und war auf der Stelle tot. Nach den Angaben der anderen Arbeiter trägt Heniek an dem Unfall selbst die Schuld, da er auf einen Warnungsruf der anderen Arbeiter nicht achtete und das durch die herabstürzende Kiefer gefährdete Gebiet nicht rechtzeitig verlassen hatte. Die Rybniker Staatsanwaltschaft wurde von dem Vorfall verständigt

Naklo

Obdachlose verursachen Scheunenbrand

In Naklo übernachteten drei Obdachlose in zwei nebeneinander liegenden Strohschobern der Donnersmarckschen Güterverwaltung. Wahrscheinlich infolge unvorsichtigen Umgehens mit Streichhölzern entstand ein Brand, dem beide Schober, die mit Strohvorräten angefüllt waren, zum Opfer fielen. Während es zwei Obdachlosen gelang, unerkannt zu entkommen, erlitt der dritte sehr schwere Brandwunden. Er mußte ins Krankenhaus gebracht werden.

Vierzig Meter vom Auto mitgerissen

Auf der Chaussee zwischen Swierklaniec und Naklo ereignete sich ein schweres Autounglück. Eine gewisse Hedwig Cwyczek und Karl Pietriga wurden von einem Personenauto angefahren. Während P. leichte Verletzungen erlitt, wurde die Frau etwa vierzig Meter weit mitgerissen und schwer verletzt. Sie mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Die Polizei hat Untersuchungen eingeleitet, um die Schuldfrage zu klären.

Siemianowitz

Schwerer Unfall auf den Richterschächten

Ein schwerer Unfall ereignete sich auf den Richterschächten in Siemianowitz. Beim Bereißen der Firste nach dem Schuß wurde der 43jährige Häuer Josef Broll, wohnhaft ul. Korfantego in Siemianowitz, von herabstürzenden Kohlenmassen so unglücklich getroffen, daß er einen Bruch der Wirbelsäule und andere schwere Verletzungen erlitt. Der Verunglückte fand Aufnahme im Knappschaftslazarett Siemianowitz.

Eigenartiger Unfall

In der Reparaturwerkstatt der elektrischen Zentrale Ficinusschacht ereignete sich ein eigenartiger Unfall. Während der Schlosser Karl Wojtyczka Eisenbleche an der Schere schnitt, sprang ein großes Stück ab, daß ihm Rock, Weste und Hemd zerriß und ihm eine zehn Zentimeter lange klaffende Wunde unterhalb des Herzens beibrachte. Er wurde im Knappschaftslazarett untergebracht.

Neu-Berun

Feuer in der Dachpappenfabrik

In der Dachpappenfabrik Lieser und Koschützi brach ein Feuer aus, das jedoch bald wieder durch die Arbeiterschaft gelöscht werden konnte. Der Schaden beträgt 1500 Zloty. Die Ursache des Brandes war Kurzschluß.

Rydultau

Schwere Messerstecherei

Im Flur des Hauses der Witwe Antonie Foitzik in Rydultau kam es zu einer schweren Messerstecherei. Der Sohn der Hausbesitzerin, der 37jährige Wilhelm Foitzik, kam aus geringem Anlaß mit den Arbeitern Adolf Baron, Johann Sowa und Franz Manderla aus Pschow in Streit, wobei die drei Arbeiter auf F. mit Messern losgingen und ihm schwere Verletzungen am Kopf und Händen beibrachten. Foitzik mußte in bedenklichen Zustande in das Rydultauer Knappschaftslazarett gebracht werden.

Chorzow

„Schwerer Junge" festgenommen

Im Chorzower Postamt wurde der 33 Jahre alte Franz Garnulewicz verhaftet, als er auf ein gefälschtes PKO.-Büchlein hundert Zloty abheben wollte. Er wurde der Polizei übergeben, die feststellte, daß er bereits wegen mehrerer Betrügereien zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Im Kreuzverhör gestand er, daß er in Herby einmal 80 Zloty und in Sadow 10 Zloty mit Hilfe gefälschter Sparbücher abgehoben hat. Es ist anzunehmen, daß sich im Laufe der Untersuchung noch weitere Betrügereien herausstellen, da man bei dem Verhafteten mehrere Quittungen fand. Garnulewicz wurde ins Gefängnis gebracht.

Bielitz

Großangelegte Wechselfälschungen eines Kaufmannes

In Bielitz wurde gegen den 37 Jahre alten Kaufmann Nathan Eichner von mehreren geschädigten Personen Anzeige wegen Betrugs und Wechselfälschung erstattet. Wie die polizeilichen Untersuchungen ergeben haben, liegen tatsächlich umfangreiche Wechselfälschungen vor. Eichner hat in betrügerischer Absicht verschiedenen Personen und Firmen unter falschen Versprechungen insgesamt Beträge von rund 20 000 Zloty entlockt und hiefür Wechsel auf seinen Namen ausgestellt. Für diese Wechsel war keine Deckung vorhanden. Außerdem brachte Eichner zahlreiche Wechsel mit falschem Giro der Firma Samuel und Adolf Sternlicht in Umlauf. Wie jetzt festgestellt werden konnte, belaufen sich die Wechsel mit dem falschen Giro auf nicht weniger als 27 000 Zloty. Die Aufdeckung der Wechselfälschungen hat in Bielitz großes Aufsehen erregt, zumal unter den Geschädigten sich manche bekannte Firma befindet. Der Wechselfälscher wurde dem Kreisgericht in Bielitz eingeliefert.

Deutsche im Urwald

Gegen kulturelle Zersplitterung der Auslandsdeutschen

Das Reichsarbeitsministerium hat kürzlich in einem Rundschreiben die „Gesellschaft für deutsche Siedlung im Ausland" den Landesbehörden zur Förderung ihrer Bestrebungen empfohlen.

Stacheldraht um die Staaten ...

Weltgeschichte der letzten zehn Jahre in Auswandererzahlen: 115 000 Deutsche verließen im Inflationsjahr 1923 die Heimat, um sich in anderen Ländern eine neue Existenz zu suchen; 1930 waren es noch 37 000, 1931 nur 13 000 — und für das Jahr 1933 darf eine Gesamtzahl von nur ein paar tausend deutschen Auswanderern erwartet werden. Wohlgemerkt: Auswanderer, nicht etwa politische Flüchtlinge und Emigranten; Deutsche, die Auslandsdeutsche werden sollen. Wer sorgt dafür, daß ihnen die Verbindung mit der Heimat, mit anderen Landsleuten draußen erhalten bleibt?

Es gibt eine Reihe von Auswanderer-Beratungsstellen in Deutschland, die sich um die auswandernden Volksgenossen kümmern. Viel gibt es da heute nicht zu tun; die Auswahl unter den Ländern, die zur neuen Heimat werden könnten, ist recht gering: mit immer dichteren Stacheldrahtnetzen umziehen die krisengeschwächten Staaten ihre Grenzen. Zugleich aber steigt auch unter den langjährigen Arbeitslosen im Reich, unter den kleinen Kaufleuten, den mittelständischen Schichten die Hoffnung und Aussicht auf gesicherten Verdienst, Brot und Arbeit.

Aber selbst die paar tausend Deutsche, die jetzt noch alljährlich nach Ueberseee wandern, dürfen für das Deutschtum nicht verloren sein. Die Heimat schützt und bindet sie.

Deutsche Gruppensiedlung im Ausland

Die „Gesellschaft für deutsche Siedlung im Ausland" blickt dieser Tage auf ihr zweijähriges Bestehen zurück. Als sie im Einvernehmen mit den amtlichen Stellen gegründet wurde, war man endlich zu dem Entschluß gelangt, gegen die planlose Auswanderung, die Zersplitterung der Deutschen im Ausland mit Rat und Tat vorzugehen. Im ganzen letzten Jahrhundert hat diese Diaspora Hunderttausender von Deutschen wertvollste Elemente des Volkstums in den großen Schmelztiegeln anderer Völker untergehen lassen. Heute, da auch die Kolonien zum Auffangen wenigstens eines Teils der Auswanderer fehlen, muß dafür gesorgt werden, daß der Zusammenhalt unter den Deutschen, die in fremde Länder gehen, fester denn je wird.

Natürlich treibt die Gesellschaft keine Propaganda für die Auswanderung; sie hat nur ein Interesse daran, die „spontane Auswanderung" in die richtigen Bahnen zu lenken und denen, die unbedingt auswandern wollen, einen Weg und ein Ziel zu zeigen.

Dieses Ziel ist die deutsche Gruppensiedlung, deren Organisation und Aufbau von der Gesellschaft betreut wird. Schon gibt es, dem brasilianischen Urwald abgerungen, solch eine Muster-Gruppensiedlung, die beispielhaft den Gedanken planvoller Niederlassungen im Ausland verwirklicht.

Neue Heimat in Paranà

„Neue Heimat" heißt diese deutsche Kolonie. Sie liegt im südbrasilianischen Staat Paranà in der Nähe des Badeortes Castro und hat vor einem Jahr die ersten deutschen Siedler aufgenommen. Das Prinzip der Gruppensiedlung hat sich bereits ausgezeichnet bewährt — so gut, daß die „Neue Heimat" für das Wirtschaftliche und Kulturelle aller anderen deutschen Kolonien zum Vorbild geworden ist.

Welches Los erwartet den einzelnen „Streusiedler", der auf eigene Faust ein neues Leben in fremdem Land, etwa in Brasilien, beginnen will? Er hat keinen Rückhalt an seiner Heimat und seinen Landsleuten, unterliegt allen schädlichen Einflüssen und fällt schließlich in die Hand unbarmherziger Halsabschneider, da er mit den Verhältnissen drüben nicht vertraut ist: er muß von irgendeinem Wucherer Kredite aufnehmen, um bis zur Ernte durchhalten zu können; bald ist er hochverschuldet, und die Ernte ist verpfändet. Die Arbeit eines Jahres findet keinen Lohn — die neue Existenz ist ruiniert, noch ehe der Siedler festen Boden unter den Füßen spürt.

Anders in der „Neuen Heimat". Wenn der künftige Siedler drüben ankommt, findet er bereits 10 Morgen fertigen Pflanzlandes vor, das man für ihn aus dem Urwald herausgeschlagen hat — eine Arbeit, die der Unkundige kaum bewältigen kann. Er findet eine Stelle von insgesamt etwa 30 Hektar Größe samt einer vorläufigen Unterkunft und einem provisorischen Stall; er findet Arbeitsgeräte, Saatgut, ein Pferd, eine Muttersau, einen Hahn, zehn Hühner und zwei Ziegen oder eine Milchkuh mit Kalb. Der deutsche Koloniedirektor attachiert ihm einen „Lehrkolonisten", einen deutsch-brasilianischen Bauernsohn, der je zehn neue Siedler betreut und bis zur ersten Ernte anleitet. Der Siedler ist Herr über sein Land, es ist sein Eigentum; aber die Genossenschaft, der er beitritt, verschafft ihm die günstigsten Bedingungen für gemeinschaftlichen Einkauf und Verkauf der Materialien und Erzeugnisse. Er kann Sonntags die deutsche Kirche besuchen und seine Kinder in die deutsche Schule schicken, in der die Heimatsprache gepflegt und Portugiesisch gelehrt wird.

„Kein Siedler ohne Frau!"

Die Arbeit ist hart. Der Siedler muß wissen, daß er nicht zu großem Reichtum kommen kann — daß er zufrieden sein muß, wenn es ihm in den ersten Jahren gelingt, sich selbst zu versorgen und aus dem Verkauf seiner Produkte einen bescheidenen Nutzen zu ziehen. Sein Land trägt Mais, Weizen, Roggen, Buchweizen, Kartoffeln, Manioka und Aipim (kartoffelähnliche Knollenfrüchte), Reis, Tabak und Luzerne; ferner Weintrauben, Orangen, Caci, Pfirsiche, Aprikosen und Maracuja — eine kleine Kürbisart, die wie Johannisbeeren schmeckt. Vor allem aber muß sich der Siedler hüten, sich auf „Weltmarktprodukte" zu spezialisieren, die — wie etwa Kaffee — von der internationalen Konjunktur allzu abhängig sind und ganze Staaten in furchtbare Krisen stürzen können.

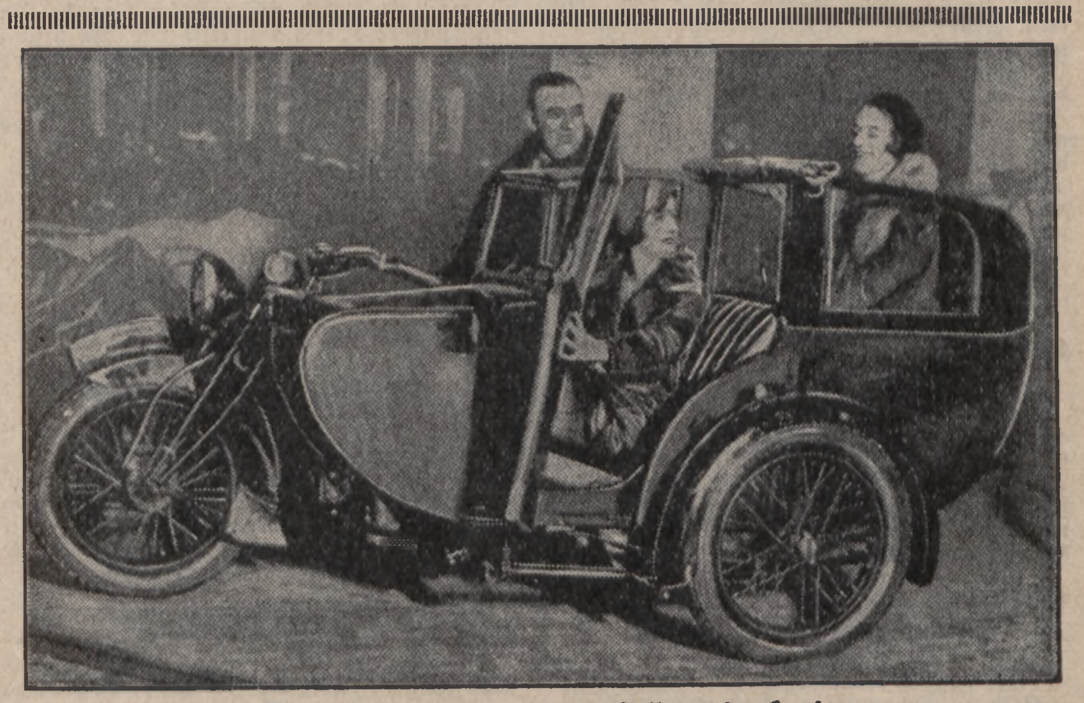
Wie muß der Mensch beschaffen sein, der Aussicht hat, im Urwald Brasiliens vorwärtszukommen? Man könnte meinen, der Landwirt hätte es am leichtesten. Das ist jedoch ein Trugschluß. Ganz abgesehen davon, daß die deutschen Auswandererberatungsstellen und Behörden das größte Interesse daran haben, den Bauern im Land zu behalten, so würde sich ein Landwirt, der an unseren Boden gewöhnt ist, in Brasilien bedeutend schwerer zurechtfinden als der unvoreingenommene Neuling; der deutsche Bauer könnte es nur mit vieler Mühe fertig bringen, die heimatlichen Wirtschafts- und Erzeugungsmethoden abzulegen und ganz von vorn anzufangen, wie es die brasilianischen Urwaldverhältnisse verlangen. Wenn der deutsche Bauer seine Scholle verlassen will, so soll er — das ist die Absicht der Regierung — nach dem Osten des Reiches wandern, um dort den dünnen Siedlungsring zu stärken.

In Paranà kommt man nur vorwärts, wenn man schwere körperliche Arbeit zu leisten vermag. Der Industriearbeiter, der Handwerker ist hierzu geeignet. Er muß wissen, daß jeder Handgriff von ihm selbst zu tun ist — von ihm selbst und seiner Familie. Denn das ist ein Haupterfordernis: kein Siedler ohne Frau und arbeitsfähige Kinder! Ledige Männer können nicht vorwärtskommen — sie vermögen die Arbeit nicht zu schaffen; je größer aber die Kinderzahl, um so besser sind die Aussichten.

900 000 Deutsche in Brasilien

Was kostet die Ansiedlung in der „Neuen Heimat"? Ueberfahrt, Landpreis, Unterkunft, Vieh, Geräte, Saatgut, Vorbereitung des Landes und Lebensmittel für die ersten 10 Monate kosten, je nach Größe der Familie, zwischen zwei- und dreieinhalbtausend Mark.

Die ersten hundert Familien, die in der „Neuen Heimat" untergebracht werden sollen, sind bald vollzählig. Dann werden weitere vier bis fünf Kolonien im gleichen Stil in Paranà entstehen. Sie werden einst den kulturellen und wirtschaftlichen Kern bilden, um den sich das Leben der 900 000 Deutschen in Brasilien gruppieren wird. Die zielbewußte Organisation der deutschen Auslandsiedlungen auch in anderen überseeischen Staaten könnte manchen Schaden wieder gut machen, den das Auslandsdeutschtum in den letzten Jahren und Jahrzehnten erleiden mußte.



Von der großen Motorradausstellung in London

Der Zweisitzer-Seitenwagen. Als eine besonders interessante Neuerung zeigt die Londoner Motorradausstellung einen praktischen zweisitzigen Beiwagen für Motorräder, der vollkommen zu schließen ist und bei dem die Sitze hintereinander angebracht sind.

Was in der Welt geschah

Ein Vorstoß in mittelalterliche Vergangenheit

Englische Historiker haben mit Mitteln modernster Forschung einen Vorstoß in die mittelalterliche Vergangenheit unternommen und die Echtheit geschichtlicher Ueberlieferungen mit Röntgenaufnahmen erwiesen. Es handelt sich um den Mord an dem königlichen Prinzen, dem ungekrönten König Eduard V. und seinem Bruder Herzog von York, den die Geschichte früher Richard III. zugeschrieben hat. Diese erst durch Shakespeare weltbekannt gewordene Theorie ist von modernen Historikern, die Heinrich VII. für den Mörder hielten, bezweifelt worden. In diesem Sommer hat man nun die Urnen, in denen die Ueberreste beider Prinzen eingeschlossen liegen — sie sind nach ihrer Entdeckung im Jahre 1674 aus dem Tower nach der Westminster-Abtei gebracht worden — öffnen lassen und den Anatomen, Professor Wright zu einer Untersuchung aufgefordert. Wright hat zahlreiche photographische und Röntgenaufnahmen hergestellt, die jetzt veröffentlicht werden sollen und aus denen hervorgeht, daß die beiden Prinzen nicht älter als zehn und elf Jahre gewesen sein können. Die unwiderlegbare Folgerung aus dieser Feststellung ist, daß doch Richard III. der Mörder der Kinder gewesen sein muß, da sie schon zur Zeit der Thronbesteigung Heinrichs VII. nicht mehr am Leben gewesen sein können.

*

Riesenausbruch eines Vulkans

Wie aus Dutch Harbour auf Alaska gemeldet wird, wurde durch einen ungeheuren Ausbruch des Sitkin-Vulkans die Insel Kanaga, eine der Andreanow-Inseln in den Aleuten, erschüttert. Riesenrauchwolken wurden sichtbar und Lava wurde gegen den Himmel geschleudert. In den letzten drei Tagen wurde die Bevölkerung durch andauernd auftretende Erschütterungen bereits gewarnt.

*

Ein Riesen-Paßfälscher-Prozeß in Kowno

In Kowno begann ein Riesenprozeß gegen eine Fälscherbande, die sich im Laufe mehrerer Jahre mit Hilfe gefälschter und gestohlener Amtsstempel mit der Herstellung gefälschter Pässe, Urkunden und Hochschulzeugnissen befaßte, die an Interessenten gegen höheres Entgelt geliefert wurden. Unter den 26 Angeklagten, darunter 21 Juden, finden sich auch einige höhere Beamten aus dem Innenministerium, unter ihnen der frühere Leiter der Paßabteilung. Die Angelegenheit greift bis in das Jahr 1923 zurück und wurde im Jahre 1926 aufgedeckt. Die Fälscher hatten auch im Ausland u. a. auch in Berlin ihre Hintermänner.

*

Zwei Erdrutsche in Neapel

Infolge der schweren Regengüsse der letzten Tage lösten sich vom Hügel Cochia in Neapel größere Erdmassen und stürzten auf ein mehrstöckiges großes Wohnhaus an der darunter liegenden Straße. Das Haus wurde teilweise zum Einbruch gebracht und fast völlig verschüttet. Bei den sofort einsetzenden Rettungsarbeiten konnten zehn Personen aus den Trümmern gezogen werden, von denen einige schwer verletzt waren. Gegen Abend wurden noch zwei Bewohner des Hauses vermißt. Ein anderer Erdrutsch überraschte eine Gruppe von Arbeitern beim Tunnelbau, wobei einer getötet und einer schwer verletzt wurde.

*

Sturm über dem Schwarzen Meer

Ueber den Vilajet Samsun (Türkei) ist ein furchtbarer Gewittersturm hinweggegangen, der dem großen Schwarzen-Meer-Hafen gleichen Namens schweren Schaden zugefügt hat. Unzählige Häuser sind zerstört und überschwemmt worden. Die Obdachlosen suchen zu Tausenden Schutz in den Moscheen. Mehr als 30 Fischerboote sind gesunken. 20 Menschen fielen den Fluten zum Opfer. 150 Personen werden vermißt.

*

Selbstmord zwischen Mühlsteinen

Eine besondere Todesart suchte sich der 20jährige Arbeiter Gottfried Schmid aus Vöhringen in Württemberg aus. Er ließ sich im sogenannten Kollergang der Ziegelei in der er beschäftigt war, zerdrücken. Der Kollergang besteht aus zwei riesigen, je 50 Zentner schweren Mahlsteinen, zwischen denen die Ziegelerde zermahlen wird. Als der beaufsichtigende Arbeiter eine Unregelmäßigkeit im Gang der Maschine bemerkte und nachsah, fand er einen menschlichen Körper zwischen den Steinen. Da der Tote nicht mehr zu erkennen war, mußte die ganze Belegschaft der Ziegelei zusammengerufen werden. Erst so konnte man den Leichnam als den des Schmid feststellen. Schmid, der als geistesschwach und erblich belastet galt, hatte sich an die Maschine geschlichen, war über die Sicherungsvorrichtungen hinweggestiegen und hat sich von der Maschine langsam zwischen die Steine ziehen lassen.

*

Preßluftexplosion in Lyon

In einer großen Automobilhalle in Lyon ereignete sich am Montag eine Explosion von Preßluftbehältern, durch die 11 in der Halle beschäftigte Arbeiter mehr oder weniger schwer verletzt wurden. Drei Fußgänger, die im Augenblick der Explosion vor der Halle standen, erlitten durch die herumfliegenden Glassplitter ebenfalls Verletzungen. Nach der Explosion brach Feuer aus, das aber sehr rasch gelöscht werden konnte. Der Sachschaden beläuft sich auf etwa eine Million Franken.

*

Charbin-Mandschuli-Expreß von Banditen überfallen

Der Charbin-Mandschuli-Expreßzug wurde in der Nacht von **Banditen zur Entgleisung** gebracht, wobei ein großer Teil der Wagen zertrümmert wurde. Sieben Wagen sind umgestürzt. Es befanden sich 700 Reisende in dem Zuge. Einzelheiten über den Ueberfall und das Ausmaß des Unglücks fehlen noch. Es ist jedoch bekannt geworden, daß ein lebhaftes Feuergefecht stattfand. Unter den europäischen Reisenden befanden sich der deutsche Missionar Dr. Recher, ein spanischer Professor Dr. Pizarro und ein Engländer.

*

Kathedralen geplündert

Ein Skandal in der französischen Museumsverwaltung, der vor wenigen Tagen entdeckt worden ist, zieht immer weitere Kreise. Bei der Reparatur der kostbaren Glasfenster an der Klosterkirche von Fecamps sind die historischen, aus dem 13. Jahrhundert stammenden **Glasgemälde** in den amtlichen Reparaturwerkstätten durch Fälschungen ersetzt worden. Die echten Glasfenster wurden nach Amerika verkauft. Inzwischen hat sich bereits der amerikanische Zeitungskönig Hearst als Käufer gemeldet und die Rückgabe der von ihm gekauften Fenster zugesagt. Aber bei den Nachforschungen hat man weiter festgestellt, daß die gleichen Fälschungen bei den Reparaturen der Fenster der Kathedralen von Ligny-en-Barreis und von Bourges vorgekommen sind. Hier konnten bisher weder die Fälscher noch die Käufer festgestellt werden. In Chartres und Rouen sind Untersuchungen eingeleitet worden, um festzustellen, ob nicht auch dort die Kathedralen geplündert worden sind.

*

Ein Hindu als Zauberkünstler

Wie aus Bangalore (Madras) berichtet wird, hat dort ein Hinduprofessor ein großes Publikum, unter dem sich der Richter des Distrikts und des Ortsvorsteher befanden, mit seinen Beweisen „philosophischer Kontrolle" mit Erstaunen versetzt. Während der dreistündigen Dauer der Vorstellung wurde der Professor erst gehängt und dann vollkommen eingegraben. Nicht genug damit, er wusch sich die Hände in konzentrierter Säure, trank die Säure aus, aß Ruß und glühende Kohlen und ließ sich eine Dampfwalze über den Körper fahren, stand auf und dankte den Versammelten mit einer Verbeugung für die ihm geschenkte Aufmerksamkeit.



Japan feiert seinen Wirtschaftsaufstieg

In Osaka, dem größten japanischen Industrie- und Handelszentrum, fand kürzlich ein großer Festzug statt, durch den der gewaltige Aufschwung der japanischen Wirtschaft im Konkurrenzkampf gegen die übrige Welt gebührend gefeiert werden sollte. Unser Bild zeigt die Laternenprozession des Festzuges in den Straßen von Osaka

Sind Lungenleiden heilbar?

Diese äusserst wichtige Frage beschäftigt wohl alle die an **Asthma, Lungenspitzenkatarrh, veraltetem Husten, Verschleimung, lange bestehender Heiserkeit,** Grippe leiden und bisher keine Heilung fanden. Alle derartigen Kranken erhalten von uns vollständig umsonst ein Buch mit Abbildungen aus der Feder des Herrn Dr. med. Guttmann, früheren Chefarztes der Finsenkuranstalt, über das Thema: „Sind Lungenleiden heilbar?". Um jedem Kranken Gelegenheit zu geben, sich Aufklärung über die Art seines Leidens zu verschaffen, haben wir uns entschlossen, jedem dieses Buch umsonst und portofrei zum Besten der Allgemeinheit zu übersenden Man schreibe eine Postkarte, frankiert mit 35 Gr., mit genauer Adresse an: **PUHLMANN & CIE., Berlin O. 660, Müggelstraße 25–25 a.**

Zu Weihnachten ein Sommerfeld-Piano!



Bedeutend herabgesetzte Preise! Größte Auswahl! Günstigste Teilzahlungen!

B. Sommerfeld

Größte und leistungsfähigste Pianofabrik Bydgoszcz.

Fabrikniederlage:

Katowice

ul. Kościuszki 16 :: Telefon 28-98

Lieferant des staatl. Musikkonservatoriums Katowice und Poznań.

Außerdem reichhaltiges Lager in ausländischen Flügeln und Pianos, wie Bechstein, Blüthner, Förster u. a.

Billige Bücher-Schwemme

Noch einige Kostproben

P. du Chaillu
Gorillajäger
Mit 12 Bildtafeln . . . . **zł 3,50**

Seabrook
Durch den afrikanischen Busch
Mit 32 Bildtafeln . . . . . **zł 3,50**

M. E. Townsend
Macht und Ende des deutschen Kolonialreichs
Mit 64 Bildern . . . . . **zł 5,00**

Janni
Das Leben des Columbus
zł 3,50

Tagebuch eines bösen Buben
Mit vielen Zeichnungen . . **zł 3,75**

Oktave Aubry
Napoleon III. **zł 1,75**

O. Teichman
Pandur Trenck **zł 5,80**

Cecil Barr
Susi rutscht aus **zł 2,20**

Rideamus-Sammelbände
Je 3 Bände zusammen . . **zł 2.00**

u. viele hundert and. Titel. Alles verlagsneu. Besuchen Sie unsere Ausstellung

Kattowitzer Buchdruckerei- und Verlags-SA., 3-go Maja 12

Wer frohe Stunden liebt, spielt „Nur nicht nervös werden"!

Preis 3,50 Zł
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc.

Lodix der beste Schuhputz

Inserieren Sie im „Landboten"

Besenreisig

hat abzugeben.

Forstamt des Fürsten von Pleß
Pszczyna G. Śląsk.

Bienen-Honig

garant. echt. rein nähr- u. heilkräftigen von eigener Imkerei und bester Qualität sendet per Post-Nachnahme: 3 kg. 8.20 Zloty, 5 kg. 12.50 Zloty 10 kg. 24 Zloty, per Bahn 20 kg. 45 Zl., 30 kg 66 Zl., 60 kg. 130 Zloty, einschließlich aller Versandkosten und Blechdosen.

Arnold Kleiner
Podwołoczyska 8 (Małop.)

Bestellschein

Hiermit bestelle ich ein Abonnement der illustrierten Wochenschrift

„Oberschlesischer Landbote"

Geschäftsstelle Katowice, 3-go Maja 12

zur laufenden Lieferung ab ....

Der Abonnementspreis beträgt durch Boten 80 Groschen pro Monat
Bei Postüberweisung 90 Groschen pro Monat

Den Bezugspreis für Monat .... in Höhe von .... zł wollen Sie durch Quittung bei mir einziehen lassen — habe ich durch die Post überwiesen.

Ort .... den 193

Straße und Hausnummer ....

Vor- und Zuname ....

Stand ....

Kleine Anzeigen

Laubsäge-Vorlagen

neue Muster

Kattowitzer Buchdruckerei u. Verlags-Sp. Akc.

Zu Weihnachten! Kleinmöbel

wie **Flurgarderoben** in Eiche und Schleiflack, **Dielengarnituren, Blumen- und Katteen-Ständer, Patent-Aufwaschtische, Satztische** pp., billig abzugeben.

KATOWICE
Kościuszki 26, im Hof bei Marbach.

Mohnmühle

fast neu, für 130 Złoty zu verkaufen.
Geschäft Stachurski, Katowice, Opolska 6.

Kranke Hunde

heilt **Hunde-Klinik Katowice, 3-go Maja 32**
Fachmännische Leitung vom Spezialarzt. Modernste Einrichtung. Drahthaarige Hunde werden geprimt. Telefon 290.

Spare beim Weihnachtskauf!

Uhren, Bijouterie Tischbestecke, Trauringe, in großer Auswahl zu Fabrikpreisen empfiehlt Firma **GUTMAN**, Katowice, **Marjacka 3.**
Kaufe altes Gold und Silber, zahle höchste Preise. — Eigene Reparaturwerkstatt.

Poronin bei Zakopane „Willa Władka"

empfiehlt die **Winter-Zimmer.** 5-mal tägl. Ernährung von 4,50—5,50 Złoty Terrain für Skiläufer. Radioapparat.

Ideales Heim

Cieszyn, günst. zu verkaufen. Villa, 5 Zimm., 2 Küchen, Nebengebäude u. Garten. Auskunft im Sport-Geschäft **Hutta.**

Diebeste

Bezugsquelle für Drahtgeflechte Stacheldraht Siebdraht usw Liste gratis.
Drahtflechtfabrik **Alexander Maennel Nowy Tomyśl W. 22.**

Klavier

schwarz, fast neu, deutsche Marke, zu verkaufen. Katowice ul. Dąbrowskiego 19 Wohnung 4.

Herrenpelz

Sealkragen, innen Tibetkatze, schwarzer Stoff, fast neu, tadellos erhalten, preiswert zu verkaufen **Katowice**, ul Król. Jadwigi 4 Wohnung 2, von 5—7.

Eleganter Kutschschlitten

6-Sitzer, mit Angoraziegen-Decken zu verkauf. **Załęże** Wojciechowskiego 32 Tel. 1715

Pianos

Garantie, Ratenzahlg.
Leuschner, Katowice
11 ulica Kosciuszki 11

Sportwagen

(Marke „Gräf Stift") in gutem Zustande (fahrbereit) billig zu verkaufen. Katowice II. Posia 1, Wohnung 9.

Herrenzimmer

Original Wien mit Lederklub fast neu, wie auch Oelbilder berühmter Maler preiswert abzugeben. Besichtigung **Guttmann,** Katowice, Marjacka 10. II. Etage.

Büro-, Handels-, Lager-Räume

in **Katowice**, 3-go Maja 20, zu vermieten. Anfragen: **Skrytka poczt. 61, Rybnik.**

Knusper-Häuschen

zum Bekleben mit **Bonbons und Pfefferkuchen**

Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc.